P.o. germ. 648 d/13
Horn
<3660186960019
<3660186960019
Bayer. Staatsbibliothek
GESCHENK
FRESLAUS
2904

Fortepiano.

Bayerische Staatsbibliothek München

Kleine heitere Schriften

von

Franz Horn.

3. Theil

Dritter Theil.

Iserlohn, 1832.
Bei W. Langewiesche.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

FRESENIUS

Inhalt.

		Seite
1.	Was lesen jetzt die Deutschen?	3
2.	Was fangen wir an?	5
3.	Literarische Metamorphosen	10
4.	Guter Rath für eheluſtige junge Männer .	12
5.	Das ruchlose Wort	20
6.	Beelzebub	23
7.	Convulsivische Scribenten	25
8.	Witz — Hamlet — natürliche Tochter u. s. w.	27
9.	Milton, Goethe und Schiller . . .	31
10.	Kleines Wort über Ramler	35
11.	Der seltsamste Predigt-Text	39
12.	Die poetische Pan-Ruhe	42
13.	Der alte und der junge Adler . . .	45
14.	Johann Sobiesky's Tod	47
15.	Shakspear's Grabschrift	53
16.	Die Liebe in Pausch und Bogen . . .	59
17.	Kleine Wünsche für Biographen . . .	61
18.	Grobheit aus Weichheit	64
19.	Zwei Worte von Leibnitz und über ihn .	66
20.	Die sogenannten Wahrheitsager . . .	74
21.	Fleiß und Faulheit	77
22.	Dichterleben	80
23.	Guter Rath, die gegenwärtige Zeit betreffend	85
24.	Leibeigene Seelen	94
25.	Umgangsformen	96
26.	Deutsche literarische Berühmtheit . . .	101
27.	Die Anti-Quixoten und noch Schlimmere .	112
28.	Zur Charakteristik des Herzogs Albrecht von Preußen	114
29.	Ein wenig gekanntes Wort Ludwigs XIV. .	119

Seite
30. Zeitkürze und Zeitlänge 121
31. Ein Wort von und über K. Joseph I. . 123
32. Müssen wirklich alle Menschen sterben? und warum? 126
33. Zwei Worte über den Umgang mit Lesern und Kritikern 130
34. Etwas mehr als mittelmäßig . . . 137
35. Eine väterliche Ermahnung . . . 141
36. Deutsche Rittergeschichten 144
37. Uraltes und immer neues Mittel gegen die Cholera. Nebst einer Nachschrift . . 152
38. Langeweile und deren poetische Darstellung . 166
39. Erinnerung an den schwersten Kampf der deutschen Dichter 172
40. Der epigrammatische Genius . . . 181
41. Ernstes für Eltern und Erzieher. (v. J. 1822) 186
42. Wer darf tadeln? 193
43. Deutsche Polemik alter und neuer Zeit . 195
44. Der Tod aus Furcht vor dem Tode . . 203
45. Für manche junge Dichter. (Das Nachtarbeiten betreffend) 206
46. Religion 213
47. Bedeutsamkeit des Gedruckten . . . 215
48. Erinnerungen und Andeutungen aus meinem Leben 218
A. Hagedorns Hühnchen . . . . —
B. Schönes Wetter 223
C. Die Secunde und das Leben . 225
D. Rede und Gesang 231
E. Menschenkenntniß und Menschenliebe 239
F. Das Urtheil 243
G. Freudenstörung 246
H. Caricaturen des Mephistopheles . 247
I. Das Vergessen 249

Heitere Spaziergänge

von

Franz Horn.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1.

Was lesen jetzt die Deutschen?

Diese Frage findet sich häufig in Solger's Briefen von 1808 bis 1819, und nicht ohne Bitterkeit ausgesprochen. Hätte er sie an mich gerichtet, so würde ich um die Antworten nicht verlegen gewesen sein, denn einige Lieblinge hatte das damalige Publikum wirklich, wenn auch nicht immer die besten. Jetzt aber scheinen auch die zu mangeln. — Raupach konnte noch vor etwa fünf Jahren in seinem besten Lustspiel „die Schleichhändler“ eine phantastische Liebhaberin der Scottischen Romane auftreten lassen, und das Publikum verstand seine Satyre sehr wohl. Schon jetzt aber ist jene Dame die einzige veraltete Parthie in dem ergötzlichen Schauspiel geworden. Wir können uns davon sehr leicht überzeugen, wenn wir das Stück auf der Bühne sehen. Das Publikum lacht herzlich und mit Recht fast

ununterbrochen; sobald aber das literarische Fräulein in das Detail ihrer Leserei geht, lachen nur die auserwählten Kundigen, und es giebt sehr wackere und gebildete Leute, die dann verlegen den Nachbar fragen: Wovon ist denn die Rede? — Bei so bewandten übeln Umständen wär' es eine Art von desperater Tugend, wenn das Publikum, selbst nur um seiner Lustspieldichter und deren Satyre willen, bald wieder einen oder mehrere Lieblinge wählte, sollten es auch nicht immer vornehme Schotten, sondern unscheinbare ceylonische, madagascarische oder haitische Poeten und Romanschreiber sein.

2.

Was fangen wir an?

Seit Jahren schon finde ich häufig ein Buch angezeigt, dessen Titelblatt die interessante Frage thut: „was kochen wir heute?" — Ich darf mir kein Urtheil über den Inhalt des mir gänzlich unbekannten, doch hoffentlich sehr anmuthigen Werks anmaßen; muß jedoch die bestimmte Begränzung des Gegenstandes loben. Ungleich bedenklicher scheint mir ein andres gleichfalls ungesehenes Buch, welches den weit aussehenden Titel führt: „was fangen wir heute Abend," oder wol gar: „was fangen wir heute an?" Die Aufgabe ist schwierig genug, doch hat der Verfasser, wenn ich recht benachrichtigt worden bin, sich bloß beschränkt auf einige gesellschaftliche Spiele. Da bei uns Deutschen leider das Talent zum Geselligen, so wie zum Spielen, selten hinreichend entwickelt worden ist, so

müssen wir wol zu gedruckten Anweisungen unsere Zuflucht nehmen, und es müßte einen herzangreifenden Anblick geben, wenn einmal in einer großen Gesellschaft, etwa gegen halb neun Uhr Abends, einige dreißig Damen und Herren dergleichen Nothhelfer aus den Taschen oder Strickbeuteln hervorzögen, um Brod in der Wüste der Langenweile aufzufinden. Ehrlich wäre es; aber auch tragisch genug und man vermeidet das lieber, indem man vor Beginn der Gesellschaft sich mit einigen pikanten Anekdoten, die noch nicht in Peplier's Grammaire stehen, und mit einigen neuen Gesellschaftsspielen, die weder der alte witzig derbe Fischart, noch der neue weniger witzige, doch zarte Kinderfreund billigen würden, versehen hat, mit denen man schon auskommen kann.

Ich mag nicht weiter scherzen, sondern will bloß, mit Beziehung auf einige frühere Aufsätze über gesellige Verhältnisse, die Frage thun: „Woher mag es kommen, daß es in so vielen deutschen Theegesellschaften steif, trocken und geziert, oder (was noch schlimmer ist) überderb, schreiend laut und so widrig-ungenirt zugeht, daß man sich selbst nach der größten Genirtheit sehnen möchte?“ Nur seichter Leichtsinn könnte die Antwort geben: „Die Herren

und Damen haben meistens nicht viel Geist und Witz." Denn es ist nicht selten gerade das Gegentheil der Fall. Frage Dich nur selbst, Du Klagender: würdest Du nicht gern mit den meisten dieser Personen einzeln Stunden und Tage lang Dich unterhalten, und bis Potsdam, Brandenburg und Genthin fahren, ohne im mindesten Langeweile zu fürchten? Ja würdest Du nicht eine wahre Freude an ihrer Unterhaltung haben? Nur in den Thee-Gesellschaften will es, wie gesagt, mit Vielen nicht recht fort. Das gesellige Talent, sobald es sich in der Unterhaltung auf mehr als eine oder zwei Personen erstrecken soll, ist oft nicht entwickelt, und eine genaue Aufzählung der Hemmnisse jener Anlage würde einen Folianten füllen.

Hier werde nur ein sehr einfacher guter Rath gegeben. Zuvörderst übe Dich im Hören. Das können nur Wenige; denn leider schenken die Meisten dem Redenden nur eine halbe oder Viertel-Aufmerksamkeit, und denken bereits, während Jener spricht, an irgend eine schlagende Antwort, durch die gewöhnlich das Gespräch, das kaum warm wurde, rasch abgeschnitten wird. — „Höre!" sage ich, aber bei Leibe nicht mit jener verwünschten Spöttermiene, die den Deutschen so übel steht,

auch ja nicht mit jenem widrigen Protector-Air, das bei manchen sogenannten Vornehmen schon stehend geworden ist, sondern höre mit bescheidener Lebhaftigkeit und Liebe zu, denn ohne Liebe — möge es immer wiederholt werden — giebt es nun einmal nichts Gutes und Schönes in der Welt. Dann aber übe Dich auch im Reden, sprich nicht dumpf wie aus einem Keller, oder leise wie ein Heimchen, aber schreie auch ums Himmelswillen nicht so gräßlich, als in einigen deutschen Gesellschaften gesprochen wird, so daß auch — frage nur nach — die Hälfte der Personen mit Kopfschmerzen nach Hause geht *).

Was sollst Du sprechen? Möglichst Angenehmes, Hübsches, Sinnreiches; denn Deine Schmerzen gehören in die Unterhaltung mit Dir selbst und Deinen näheren Freunden. Wie sollst sollst Du sprechen? Kurz, aber nicht lakonisch-räthselhaft; behaglich, aber nicht zu bequem; ideenvoll, aber nicht schulmeisterlich lehrhaft. Vor allem aber laß auch Andere hübsch zu Worte kommen, und wenn sie selbst keine Lust haben, das Wort zu neh-

*) Vergl. Fortepiano Th. I. S. 128 ff., Th. II. S. 96 ff., 109 ff.

men (denn die Trägheit waltet oft) so bringe sie nur auf das, was ihnen am Herzen liegt, und Du wirst erstaunen, wie viel Interessantes sie zu Tage fördern. Selbst die Unbedeutenden werden dann anziehend, denn bekanntlich kann man ja selbst aus Kieselsteinen treffliche Funken schlagen. Schlage sie nur heraus diese Funken; der Lohn ist Dein u. s. w.

3.

Literarische Metamorphosen.

Manche Schriftsteller spielen auf die seltsamste Weise in den buntesten aber unerfreulichen Farben; chamäleontisch genug, aber nicht so interessant. Einige z. B. machen in der Vorrede tiefe Verbeugungen vor dem Leser und Kritiker, und zeigen sich über alle Maßen höflich und niedlich, oder sie bramarbasiren mit vielen untermischten Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen, und versichern mit erhabener Grobheit, sie fragten den Teufel nach allen Recensionen. Dieser letztbezeichnete Ton kommt jetzt nicht selten vor, und der unsterbliche Pistol (in Shakspears Heinrichen) freut sich noch im Grabe über die beträchtliche Zahl seiner Nachfolger. Zwar trifft es sich wol bei Einigen, daß sie etwas frischer sind wie er; aber Falstaff erkennt sie doch schon als „zahme Locker,“ und selbst einem bloßen Fluellen gegenüber will es mit ihnen nicht recht fort.

Doch abgesehen von solchen Pistols, giebt es auch ganz leidliche und reputirliche schriftstellerische Personen, die, wenn sie über wissenschaftliche und künstlerische Gegenstände im Allgemeinen reden, manches Erträgliche ruhig vorbringen; so bald sie aber Recensionen schreiben wollen, einen ganz neuen und höchst fatalen Menschen anziehen. Sie werfen die ehrbare Schlafmütze, in der sie sich so wohl befanden, weit hinweg, und setzen den Helm des Horribilicribrifax auf. Ihre Lammsnatur bemüht sich um Ziegenbocksstößigkeit, und gute bornirte Schaafe stacheln sich zu reißenden Wolfscharakteren auf. Sobald sie aber mit der Recension fertig sind, nehmen sie die Schlafmütze wieder auf und schreiben den allerhöflichsten Brief, vielleicht an irgend einen Stadtschreiber in Krähwinkel, um sich seiner Protection zu empfehlen. Wenn sie endlich am Abend die Pfeife ausklopfen und zu Bette gehen, denken sie noch mit Wohlgefallen an die formidable Vormittagsrecension zurück und sagen leise zu sich selber: „So was wird Aufsehen machen, und ich habe doch gezeigt, daß ich auch darunter fahren kann, daß es kracht.“

4.

Guter Rath für ehelustige junge Männer.

Unter den fatalen und irrigen Redensarten, die von Mund zu Munde gehen, ist eine der fatalsten und irrigsten die auf ein junges hübsches mannbares Mädchen angewandte: Sie ist ein „Naturkind,“ ein „unbeschriebenes Blatt,“ auf das Sie, vortrefflicher junger heirathslustiger Mann, Ihre ganze höhere Bildung mit Bequemlichkeit schreiben können. Vertraut der fröhlich Leichtgläubige dieser Phrase, so ist er meistens verloren, denn das bloße Naturkind wird schwerlich besser sein als ihre Stammmutter Eva, die bekanntlich sogar ein *gegebenes* Paradies verscherzte. Was aber das „unbeschriebene Blatt“ betrifft, so ist es damit eine windige Sache, und man findet dergleichen nirgends als bei den Papierhändlern und den sorgsamen Schriftstellern, die sich Vorrath kaufen. In

allegorischer Beziehung aber möchte ich die Redensart nicht einmal von einem einjährigen Kinde gebrauchen. Die „Menschenblätter“ (man darf das Wort bilden) sind immer beschrieben, entweder mit Schönem oder Häßlichem, mit Sittlichem oder Unsittlichem, Interessantem oder Langweiligem. Es ist sehr wahrscheinlich, lieber Jüngling, daß Du vor der Hochzeit die „Schreibtafel“ gar nicht zu sehen bekommst; aber mit einer Woche nach der andern wirst Du manch gekritzeltes Blatt gewahr werden, das Dich höchlich überrascht. Du hast Dich z. B. in Deinem Bräutigamsstande nicht wenig ergötzt, daß Deine liebe hübsche Braut so ganz frei von aller schwerfälligen Gelehrsamkeit ist, auch war es nicht unrecht, wenn Du behauptetest, daß ein Mädchen, etwa einem allzugelehrten Primaner gleichend, mit Julie Capulet im Liebreiz nicht wetteifern könne, denn, wie schätzbar auch ein gelehrter Primaner ist; ein Mädchen soll doch andere Blumen- und Fruchtpfade einschlagen. Beim Dessert und Champagner — denn in der Bräutigamszeit wird auch das Kostbarste nicht gespart — gerietheſt du fast in ein olympisches unauslöschliches Gelächter hinein über die vortrefflichen Mutterwitze Deiner Geliebten, und eine Menge von Sprachfehlern, die

die liebe unschuldige Seele dabei machte, dünkte Dich höchst ergötzlich und pikant. Liesest Du aber vier Wochen nach der Hochzeit in ihrer Seelenschreibtafel weiter nach, so steht darin etwa Folgendes: Es ist mir überaus angenehm, daß gelehrte Damen den Männern sehr mißfallen, denn ich habe es jetzt bequem und brauche mich um dergleichen Beschwerlichkeiten nicht mehr zu bekümmern. Nun ist es zwar schlimm, daß selbst die Mädchen, wie ich überall gehört habe, sich dennoch um edle, einfache, harmonische Bildung bemühen sollen, was noch viel schwerer zu erreichen sein mag als Gelehrsamkeit; allein auch darauf laß ich mich nun und nimmermehr ein. Mein Mann mag seinen gelehrten und anderweitigen Bildungskram für sich allein behalten, ich werde mir schon meine eigenen Gesellschaften zusammenbitten. Führt er mich dennoch ja einmal in seine erschrecklich gebildeten Kreise, so schweige ich entweder oder lasse meinen Mutterwitz spielen, den er ja selbst an mir gerühmt hat. O wie will ich jene poetische Damen und literarischen Personagen ärgern!

Dem armen jungen Manne fällt bei dieser Lectüre die Schreibtafel aus der Hand, er taucht einen Schwamm in Güte und Liebe ein, um die

ganze Seite auszuwischen; aber ach! die Schrift sitzt viel zu fest, und will er endlich das Federmesser der Strenge gebrauchen, um das Ungehörige auszuradiren, so widersetzt sich die Besitzerin jener Schreibtafel, und zwar ohne alle Anmuth, oder falls er dennoch das Messer ansetzt, ritzt und schrammt er wol gar in das Papier hinein, wie es beim Radiren leicht zu geschehen pflegt.

Endlich tröstet er sich: Nun es bleibt ja der Mutterwitz; doch damit steht es leider so, so. Die Ahnfrau der meisten modernen Naturkinder ist ohne Zweifel die vielberühmte indianische Gurli, und da sie bei ihrem ersten Erscheinen (so etwa 1789) einige Originalität mitbrachte, so will ich es dem deutschen Publikum nicht sehr verdenken, daß es sich an ihr ergötzte; indessen ist doch zu bezweifeln, daß selbst ein achtzehnjähriger Jüngling große Lust bezeigen würde, besagte Gurli zu heirathen. Jener Mutterwitz ist nämlich kein ganz ächter, schon um deswillen, weil er Ruhm verlangt, was der ächte nie thut, da er sich gewissermaßen bei jeder wohlorganisirten Natur von selbst versteht. Jener aber reducirt sich auf eine bestimmte Summe von spaßigen Einfällen, zu deren Genuß eine gewisse Stimmung gehört. Ja, wenn diese Einfälle, wie doch

nicht ausbleiben kann, ein paarmal oder gar noch öfter wiederholt werden, so können und müssen sie ein unangenehmes Gefühl erregen. Es ist, als hätte man mit einer forcirten Gurli zu thun, die überall neuer Witzanleihen bedürfte, deren die alte nicht nöthig hatte, da sie nur auf anderthalb Stunden uns beschäftigen will, u. s. w.

Noch giebt es eine andere, von hochmüthig-leichtsinnigen Herren ausgesonnene Phrase, welche lautet: „Ich will meine Frau schon auf meine eigene Hand erziehen." Mein guter Jüngling, Du kannst ihr vielleicht die Historie aller Zeiten und Völker beibringen, oder gar eine Charakteristik Kant's, Fichte's und Schellings, aber die Gesammtrichtung ihres Gemüths, die denn doch im zwanzigsten Lebensjahre (ich will annehmen, daß die liebe Seele so alt sey) sich schon ein wenig constituirt hat, wirst Du ihr schwerlich nehmen. Hat sie sich in ihrer frühesten Jugend nicht schon zu liebendem Gehorsam, zur Wahrheit und Treue, d. h. in einem religiösen Elemente zu leben gewöhnt, so wirst Du ihr jene Tugenden (die Eins sind) nicht einpredigen, so wie überhaupt weder logisch richtiges, noch pathetisches, rührendes Predigen bei einer Frau viel zu helfen pflegt. Sie hält sich meistens für praktisch

klüger als sämmtliche Männer, denen sie so ironisch verzeiht, daß sie so gern in den Aether hinein predigen. Das Einzige, was Dir bei einer üblen Wahl wahrhaft helfen kann, ist völlige Umwandlung der Frau, worauf Du doch nicht immer hoffen darfst, und es ist unnütz und thöricht, wenn Du ihr, bei Ermangelung jener Cardinaltugenden, einige Glanz= und Schimmertugenden als Surrogat beizubringen strebst.

Hat aber das *liebe Kind* jene *Gemüthsrichtung*, und *bist* Du dann so glücklich, ihre volle Neigung zu gewinnen, dann sei unendlich froh und ängstige Dich um gar nichts weiter, denn das weitere Fortarbeiten an einer solchen Seele ist keine Arbeit, sondern eine reiche Lust. Macht die Treffliche etwa zu viele Sprachfehler, so brauchst Du es ihr nur mit liebendem Ernst zu sagen, und nach acht Wochen macht sie keine mehr; wünschest Du, sie soll die Geschichte ihres Vaterlandes kennen, so so sollst Du einmal sehen, mit welcher anmuthigen Naivetät sie zu nächstem Neujahr über die Hohenstaufen und Hohenzollern wird reden können und zwar, was die Hauptsache ist, nur mit Dir allein oder mit einem guten Hausfreunde, und bei Leibe nicht um zu glänzen. Das bischen Französisch,

das sie nöthig hat, wird rasch von ihrem Munde strömen, und rascher als von dem Deinigen; ja, solltest Du sogar ein wenig Spanisch verlangen (ich rathe aber nicht dazu), so wird die Gute selbst in der Küche bei dem Vesta-Feuer des Heerds, doch noch ein paar Minuten abringen, um in die vielleicht heimlich gekaufte Grammatik hinein zu sehen. Es ist aber, wie gesagt, nicht hübsch von Dir, sie so quälen.

Solltest Du nun, lieber Jüngling, meinen, was ich Dir eben gesagt, wüßtest Du längst, so kann ich Dir freilich nicht mit Gewißheit widersprechen; sondern begnüge mich bloß, Dich aufmerksam zu machen, daß unter hundert modernen Ehen kaum eine leidliche und unter tausenden kaum eine vortreffliche zu finden sei, was Du, belesener Freund, schon längst wissen wirst. Daraus möchte denn doch wohl folgen, daß mein guter Rath nur sehr selten müsse befolgt seyn.

Vielleicht erwiederst Du mir: „Ich habe gesucht und nicht gefunden,“ und ich antworte Dir dann mit einer neuen Frage: „Hast Du auch mit Gott gesucht?“ denn darauf hielten unsre Vorfahren — ich meine besonders die aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert — sehr viel. Vielleicht

lachst Du über die ganze Frage, und machst herkömmlichen Witz über dieselbe; in diesem Fall wäre dann unser Gespräch zu Ende und ich hätte mit Dir nicht ferner zu reden. Antwortest Du aber: „ich habe mit Gott gesucht und nicht gefunden,“ dann erwiedre ich: „hoffe doch noch immer zu finden; schwindet Dir aber zuletzt die Hoffnung gänzlich, wohlan! so habe den Muth, unglücklich zu sein, denn allerdings kann der Mann wie das Mädchen nur durch die Ehe zu einer vollständigen heitern Bildung gelangen. Es ist aber besser, rein unglücklich zu sein ohne Ehe, als unrein unglücklich in einer Ehe, die nur der Irrthum geschlossen hat.“

5.

Das ruchlose Wort.

(Eine Anekdote aus dem 17ten Jahrhundert.)

Jedermann kennt die entsetzlichen Verwüstungen, welche die Rheingegenden in den Kriegen gegen die Franzosen, 1674 ff. und 1689 ff. erlitten, und es ist in der That kaum möglich, sie in ihrer ganzen Gräßlichkeit zu beschreiben. Keine noch so oft angeführte „raison de guerre" kann hier entschuldigen und dennoch scheinen viele, selbst bis zur Schwäche gutmüthige Deutsche jener Zeit die Greuel bald vergessen, oder doch entschuldigt zu haben. Nur einem einzigen Manne verzieh man nicht, dem Mordbrenner Melac, der freilich die Grausamkeit bis zur höchsten Scheuslichkeit getrieben hatte. Aber auch bei ihm bedurften die Ueber=

gutmüthigen eines Mittels, ihn nicht zu vergessen, und man führte deshalb die Sitte ein, die Hunde nach seinem Namen zu nennen, ein tadelnswerthes Mittel, denn was hatten die unschuldigen Thiere verbrochen, daß man sie so — schalt?

Diesen allgemeinen Abscheu der Deutschen gegen Melac brachten nicht bloß seine bösen Thaten zuwege — diese wurden auch von seinen Landsleuten sehr misbilligt — sondern ein abgeschmackt ruchloses Wort war es vielleicht noch mehr, das ihm jenen unsterblichen Haß zuzog. Er hatte nämlich einst an der Tafel des Prinzen Ludwig von Baden, wo er mit dem General Marsigli von dem Kriege in Italien redete, sich laut vernehmen lassen: wenn nur ein tüchtiger General dort comandire, „qu'il la défendra contre Jesus Christ et tous les diables." Jetzt betrachtete man ihn als ein unrettbares Kind der Hölle und schauderte — viel zu ernsthaft — zurück vor einer erbärmlichen Zungensünde, die man billig nur achselzuckend hätte verachten sollen. Seine Thaten allein können entscheiden; jenes absurde Wort ist nichts als der Versuch, auch durch gespreizten frevelhaften Unsinn zu imponiren. — Wir sollten, dünkt mich, der Zungenfrechheit als solcher nie die Ehre anthun, sie

bedeutend zu finden, denn nur dadurch, daß wir sie lediglich für jämmerlich erklären, können wir sie am besten zum Schweigen bringen. — Diese Lehre scheint mir nicht unwichtig und nur um ihretwillen habe ich diese Anekdote erzählt.

6.

Beelzebub.

Die ganze Welt kennt den Namen Beelzebub und wenigstens die halbe Welt weiß, daß dieses Wort zu deutsch „Fliegengott" heißt. Aber nicht Alle wissen, daß er ein Abgott der Philister von Ekron war, die ihn höchlich verehrten, entweder weil er die unzählbaren Fliegen in ihrem Tempel veranlaßte oder vertrieb. Es hat aber, so viel ich weiß, noch Keiner ausgesprochen, daß dieser Beelzebub eigentlich bis auf den heutigen Tag der Gott der Philister geblieben ist, was sie freilich nicht werden zugeben wollen, da sie, wie das alte Rom, den Namen ihrer eigentlichen Stadtgottheit gern verschweigen. Für den wahren Philister besteht das ganze Leben nur aus trockenen Einzelnheiten, und in dem ungeheuren Sandhaufen wühlend, zu dem er sein Leben gemacht hat, muß er stets fürchten, daß ein

einziger Windstoß ihm seine ganze Freude verderbe. Schwingt er sich höher auf, so werden ihm die Sandkörner zu etwas Lebendigem, etwa zu Mücken oder Fliegen. Wer soll nun der Schutzgeist dieser ewig gehenden und wiederkehrenden Welt seyn? Der Fliegengott. — Da aber der wogenden Insekten doch auch zu viel werden kann, und die Mücken gar zu Mucken (Sorgen) werden, so bedarf er abermals eines Gottes, der die Fliegen zu tödten vermag, und den findet er wieder im Beelzebub. — Es wäre viel über die Sache zu reden, aber sie redet selbst genug.

7.

Convulsivische Scribenten.

Wir haben in neueren Zeiten einige Schriftsteller bekommen, die sich ordentlich desperat anstellen, und wie zähneknirschend Gott und Unsterblichkeit leugnen, Tugend, Liebe, Vaterland u. s. w. schmähen und höchstens dem Teufel etwas Weihrauch streuen. Gelegentlich thun sie auch wohl recht lustig dabei, und versichern, dergleichen sei eben die wahre Genialität und Lebensweisheit. Sie hoffen, es nehme sich das Alles im Drucke recht hübsch und vornehm aus, und es gelingt ihnen wohl gar, mit dergleichen convulsifisch lachender Raserei den Schwachen zu imponiren.

Aber auch außer diesen Schwachen giebt es noch manche sehr gute, nur ein wenig zur Sorglichkeit geneigte Menschen, die sich dergleichen Witzbolderei zu sehr zu Herzen nehmen. Traurig ist sie freilich genug, nur hütet euch ja, ihr Guten, in dieser Stimmung mit oder zu dergleichen Leuten zu re-

den, sondern laßt sie lieber ein wenig schnurren; sie werden ohnehin bald müde, und fallen dann, wie Kräusel ermattet, in irgend einem Winkel um. Sie möchten gar zu gern, daß man sie anrühre, um von neuem schnurren zu können; das aber darf ihnen nicht gewährt werden.

So ruchlos und entsetzlich sich übrigens einige jener Gesellen auch auf dem Druckpapier anstellen, so sind sie doch innerlich nicht sonderlich fest; und wenn sie einmal eine tüchtige Migräne bekommen, so wird ihnen bei dem verordneten Camillenthee sehr bang ums Herz. Sie greifen dann wol zum Porst'schen Gesangbuch und schlagen ein altes ehrliches Bußlied auf. Vielleicht hilft es.

8.

Witz — Hamlet — natürliche Tochter u. s. w.

Die Mehrheit der Deutschen ist so haushälterisch mit dem Witz, daß sie vor wirklichem Reichthum und Freigebigkeit mit demselben etwas erschrickt und scheu zurücktritt. Wer alle Quartal einen leidlichen Witz hat, das ist ihr Mann. Einen solchen Spaß lernen sie auswendig, und wenn sie ihn etwa vier und zwanzig Mal wieder erzählt haben, verstehen sie ihn erst recht und freuen sich herzlich, ihn weiter verbreiten zu können. Um ihn ganz zu genießen, bedürfen sie auch noch einer Vorrede, und wenn sie den Inhalt eines Sinngedichts genau vortragen wollen, oder den Spaß, den einmal ein schalkhafter Nachbar zu Tage förderte, so fangen sie etwa so an: Es war am zweiten Pfingsttage, Nachmittags gegen vier, doch kann es auch halb fünf gewesen sein, wir saßen eben bei

der zweiten Flasche und waren ganz munter, — denn was kann man in diesen schlimmen Zeiten eben Besseres thun, als munter seyn? — meine Frau hatte gerade das neue Indienne=Kleid an, das ich ihr zum Geburtstag verehrt hatte, und sah jünger darin aus, wie leider sonst in dem braunen Habit, als plötzlich die Thür aufging u. s. w. — — Ist es aber mit der Mehrheit der Deutschen so bestellt, so folgt eben daraus, daß es einzelne Witz= und Humorreiche nicht allzugut bei ihnen haben, und es würde z. B. ein großes Glück für Jean Paul gewesen seyn, wenn er weniger Witz gehabt hätte, denn um wahrhaft zu gefallen, hätte er mit der Witzesfülle, die z. B. bloß in der „Reise des Rectors Fälbel" (im „Quintus Fixlein"), im „Attila Schmelzle" u. a. waltet, ein paar hundert Bücher anfüllen oder übermahlen müssen. So aber: Auf jeder Seite nicht bloß ein paar herrliche Bonmots, sondern bei denselben immer ein tiefer Hintergrund, der liebenswürdigste Charakter= und Stituationswitz u. s. w. — Das ist zu arg und kann nicht geduldet werden. Zur Strafe sind auch jene Werke fast vergessen worden, und es ist — wenn ich anders den lyrischen Sprung wagen darf — als habe der Prinz Hamlet den wetterwendischen

Theil des heutigen Publikums im Auge, indem er zu Gertruden spricht:

> Hier ist eur Gatte! gleich der brand'gen Aehre
> Verderblich seinem Bruder. Habt ihr Augen?
> Die Weide dieses schönen Berg's verlaßt ihr
> Und mästet euch im Sumpf? Ha, habt ihr Augen?
> u. s. w.

Wir wollen den hier allegorisch gewordenen heftigen Dänenprinzen nicht weiter anhören, denn er wird mit jedem Worte anzüglicher. Seine Frage aber: „Habt ihr Augen?" brauchen wir nicht zu scheuen, denn Augen haben wir wirklich ganz vortrefflich, und hübsche Decorationen, Bengalisches Feuer u. s. w. sehen wir recht gern. Schade nur, daß diesem Sehtalent nicht genug Befriedigung gewährt wird!! So ist z. B. Goethe's natürliche Tochter, wenn ich die schönen Kleider des Königs, Herzogs, der natürlichen Tochter u. s. w. abrechne, ganz ohne alle Sehsachen; wie leicht aber könnte man dergleichen unschuldige Dinge einschieben? Gleich anfangs jagt der König mit dem Herzog, warum sehen wir nicht die Jagd selbst? Welche Gelegenheit zu den schönsten Thierstücken! Eugenie stürzt auf die gefährlichste Weise; warum misgönnt man uns den Anblick dieses Sturzes? Warum

giebt der Herzog seiner geliebten Tochter zu Ehren nicht eine Gartenillumination nebst Maskentanz? Alles das hat der Dichter freilich versäumt, warum aber kommt man ihm nicht zu Hülfe? Thäte man das, so würde das arme Drama, das seit 1803 (dem Jahre seiner Erscheinung) von der deutschen Bühne verbannt ist, vielleicht ein Lieblingsstück geworden sein. Wer nicht Lust hätte, brauchte ja nach den freilich sehr schönen Reden, welche die Leute in dem genannten Schauspiel führen, nicht hinzuhören und könnte sich bloß an das *Reelle* halten. Aufgeführt aber muß ein Stück werden, sonst liest man es nicht. Wer weiß, wie bald wir überhaupt aufhören werden, Roman und Novellen, mögen sie auch noch so schön sein, zu lesen, und ich weiß dann weiter keinen Rath, als daß sich irgend ein mitleidiger Schauspieler entschließt, den „Runenberg", den „Schmelzle" und ähnliche Erzählungen auf der Bühne selbst vorzutragen. Das Publikum würde freilich zuerst erschrecken, hat es aber einmal den Eintrittspreis bezahlt, so muß es, wie Franziska in Minna von Barnhelm sagt, „Katz aushalten" und wohl oder übel die herrlichen Geschichten mit anhören.

9.

Milton, Goethe und Schiller.

Wohlmeinende deutsche Literarhistoriker schlagen ordentlich jammernd in die Hände, wenn sie uns erzählen, daß Milton für die erste Auflage seines „verlorenen Paradieses" nur 6 Pfund Sterling Honorar empfangen habe. Auch ich hoffe ein wohlmeinender Mann zu sein, doch habe ich mir immer zum Gesetz gemacht, ehe ich weichherzig werde, zu bedenken, ob es auch an der Zeit sei, dergleichen Gefühl zu beherbergen. Wenn ich deshalb auch nur obenhin erwäge, in welcher unglückselig bewegten Zeit Milton sein Werk dem Publikum übergab, so wundere ich mich schon, daß es auch nur irgend jemand zum Drucke übernahm, denn in einer solchen Zeit lesen nur sehr Wenige, und am wenigsten scholastisch-mystische Gedichte; wenn ich aber vollends bedenke, daß damals sechs

Pfund so viel bedeuteten, als jetzt etwa sechszig, so muß ich sogar die Kühnheit des Buchhändlers loben, der so viel daran wagte. In Deutschland haben wir noch ganz andere Beispiele von der Geringhaltigkeit der Honorare für ausgezeichnete Werke. Darüber schweigen aber unsere jetzigen Literarhistoriker fast sämmtlich, oder zeigen sich gar als hartgesottene Herren, denn daß ein Deutscher nicht viel kriegt, wie könnte sie das sonderlich rühren? Andere wissen auch wohl gar nichts davon, denn was braucht ein Deutscher zu wissen, wie es in Deutschland hergeht? Ihm liegen selbst chinesische und japanische Verhältnisse viel mehr am Herzen.

Und wenn es nur damit ausgemacht wäre, daß wir bloß von Geringhaltigkeit der Honorare reden müßten! Daran wäre im Ganzen so viel nicht gelegen; das allein ist wahrhaft schlimm, ja schrecklich zu nennen, daß selbst die bedeutendsten Werke von noch unberühmten Verfassern — (als wenn man nicht, um berühmt zu sein, doch einmal hätte anfangen müssen, berühmt zu werden) — keinen Verleger finden konnten. Jetzt weiß jedermann, daß in den zehn Kreisen unserer lieben, alten, etwas zähen Germania sich auch nicht ein einziger Vermittler fand, den „Götz von

Berlichingen" und „die Räuber" ins Publikum zu bringen*), und beide Werke wären vielleicht verloren gegangen, wenn nicht die Dichter selbst in das Mittel getreten wären. Beide mußten Schulden machen, um das geliebte Publikum mit etwas Großem zu beschenken, und wenn das auch dem wohlhabenden Goethe nicht sehr schwer wurde, dem es ohnehin an einer gewissen ironischen Ergötzlichkeit nie fehlen konnte, so wollen wir doch unsern armen Schiller noch ganz besonders loben, daß er seine kleine Sparbüchse ausschüttete, und, da sie nicht hinreichte, von Christen und Juden borgte, um den Deutschen — gleichsam mit einem Vive l'Allemagne quand même! — eine Freude zu machen. Wie gesagt: das weiß, da jetzt sämmtliche biographische Quellen fließen, jeder Literaturfreund, aber ich vermisse die gedruckte Verwunderung darüber, die sich ja selbst durch ein paar Ausrufungszeichen

*) Die wenigen Buchhändler, denen Goethe 1772 und Schiller 1780 ihre Erstlinge vergeblich anbieten mochten, sind weit leichter zu entschuldigen, als die berühmten Kritiker, welche nicht in's Mittel traten, falls sie um so geniale Werke, wie die genannten, wußten. So verdient z. B. Herder Tadel, daß er sich gegen Berlichingen kalt und späterhin gegen Werther noch spröder zeigte.

andeuten ließe. Soll man sich etwa gar nicht verwundern, sondern bloß denken, in Deutschland verstehe sich all dergleichen Trauriges von selbst? — Zu einem solchen jammervollen Glauben mag ich mich nicht verstehen, und ich will deshalb die fehlenden Ausrufungszeichen durch diesen kleinen Aufsatz zu ersetzen suchen. Von London, Paris, Mailand u. s. w. werden ohnehin wahrscheinlich jener Ausrufungszeichen genug zu uns gelangen, und so ist es doch immer besser, wenn ein Deutscher dem Fremden zuvorkommt.

Damit jedoch mein Aufsatz nicht bloß aus Ausrufungszeichen bestehe, möchte ich noch den Wunsch äußern, daß einmal Jemand eine kleine Abhandlung lieferte „über den Einfluß, den deutsche Buchhändler auf die deutsche Literatur gehabt und noch haben.“ Dazu möchte jedoch nur einer unserer geistreichen, erfahrenen und wohlgesinnten Buchhändler befähigt sein, und es würde mich sehr erfreuen, wenn einer dieser würdigen Männer meinen Wunsch zu Herzen nehmen wollte.

10.

Kleines Wort über Ramler.

Ich kenne keinen deutschen Dichter, von dessen äußerm und innerm Leben so wenig oder gar nichts Auffallendes zu erzählen ist, als von Ramler. Geboren zu Colberg, studirend in Halle, Professor in Berlin, späterhin Mitglied der Akademie der Wissenschaften, an der Direction des Theaters theilnehmend, im Thiergarten spazieren gehend, den Montagsklub besuchend: das ist Alles. Als Dichter war er etwa im fünf und dreißigsten Lebensjahre völlig fertig, und späterhin blieb zwar die Liebe zur Poesie, aber nicht das Talent. So wurde die erste bald eigensinnig, grillig und schulmeisterlich und zum reinen Genusse konnte er schon wegen steter Corrigirlust nicht mehr gelangen, und wir haben von Glück zu sagen, daß er nicht auch unsern ganzen schönen Thiergarten ausgefeilt hat und

umdrucken lassen. Man darf durchaus nicht sagen, daß er jemals träge war; er beschäftigte sich im Gegentheil den ganzen Tag mit der Poesie, doch nur mit geschriebener und gedruckter, und gerade deshalb ward sie ihm zum Handwerk, zum freien und honetten zwar, doch immer zum Handwerk. Er schritt nicht vorwärts und nicht tiefer, sondern ging, wie etwa in einem geschlossenen Saale, in dem einmal gezogenen Kreise auf und ab. Es ist wirklich befremdend, daß ihm in seinem drei und siebzigjährigen Leben so gar nichts begegnet ist, und es haben deshalb auch seine Biographen viel Kreuz und Leiden gehabt, um nur ein paar Blätter über sein Leben voll zu schreiben. Selbst der Umstand, der in keines Dichters Leben ausbleiben darf: irgend eine tüchtige Liebe, oder doch romantische Verliebtheit fehlt hier gänzlich; und er scheint vor lauter Lesereien und Correcturen keine Zeit dazu gehabt zu haben. Auch das Reisen war ihm nicht genehm, und wir sehen ihn vom Jahre 1748 bis 1798, so viel mir bekannt, ohne alle Unterbrechung in Berlin. Was würde der wackere Mann sagen, wenn er heut zu Tage wieder aufwachte, und in allen Gesellschaften schon bald nach Neujahr hören und immer hören müßte: „Nun, mein theuerstes

Fräulein" oder „mein theuerster Herr Hofrath, wo werden Sie denn den Sommer zubringen?" denn daß man den Sommer nicht zu Berlin zubringen werde, scheint sich meistens von selbst zu verstehen. Es ist allerdings sehr betrübt, daß jene Fragen fast immer richtig angebracht sind, und daß die Reiselust mitunter in eine stete Reisefertigkeit oder Reisewuth übergegangen ist; doch wollen wir auch Ramlern in seiner übertriebenen Seßhaftigkeit durchaus nicht nachahmen.

Vielleicht glauben und fürchten nun einige Leser, es werde jetzt auch noch ein bitterer Tadel Ramlers als Dichter folgen, denn an dergleichen hat man leider sich in den letzten Jahrzehnten gewöhnen müssen. Ich aber will im Gegentheil hier laut beklagen, daß leider selbst ausgezeichnete Kritiker mit anstandwidriger Leichtfertigkeit von ihm gesprochen haben. — Vergessen wir, was seine späteren Jahre Kraftloses hervorbrachten, so kann der Tadel, der mit Recht einige seiner früheren Werke trifft, nur gegen die Ueberkraft, die Ueberschwenglichkeit und das Ueberpathos derselben gerichtet sein. Es ist auffallend, daß ein Mann, der überall im Leben eine so mäßige Gesinnung zeigt, in seinen Gedichten nicht selten das Maaß überschreitet und

gleichsam besser als gut und erhabener als erhaben dichten zu wollen scheint. So etwas kann lange blenden, bis endlich der Leser gewahr wird, daß Erhitztheit und starre Pracht sehr nahe stehen und keine reine Freude machen. Müssen wir aber auch diesen Tadel aussprechen, so wollen wir doch nie vergessen, daß Manches dagegen nur wie Erhitztheit aussieht, doch reine Flamme ist, und daß der Dichter auch einige Oden aufzuzeigen hat, die der höchsten Anforderung des gesammten Gemüths genügen. Ich meine hier vorzugsweise: die Sehnsucht nach dem „Frieden" (1760), ein Gedicht, das gerade so lange leben wird, als es sinnvolle und tieffühlende Menschen giebt.

11.

Der seltsamste Predigt-Text.

Leser, deren Erinnerung bis in die letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts reicht, werden sich auf manche merkwürdige Predigten besinnen können. Ich selbst erinnere mich nur noch an eine, die mich als Knaben sehr glücklich und stolz machte. Sie handelte nämlich von dem Nutzen des Spazierengehens, in welcher edlen Kunst ich mich stets als Virtuose betrachtet habe, und schon damals dem ehrwürdigen Pastor mit manchen neuen ersprießlichen Bemerkungen hätte unter die Arme greifen können. — So ist auch nicht minder bekannt, daß man damals von der Kanzel herab den andächtigen Zuhörern viel Schätzbares mittheilte über die Zucht der Obstbäume und deren Veredlung, über geschmackvolle Gartenanlagen, über Acazienpflanzungen, Birnenmost u. s. w. Darüber ist nun viel gespottet worden, und wir spotten wohl Alle gern harmlos mit; nur vergesse man nicht, daß

auch das streng orthodoxe siebzehnte Jahrhundert Wunderlichkeiten genug lieferte. So predigte z. B. der Magister J. L. Schwäger, Pastor zu Altorf, eine lange Zeit blos über Luthers Katechismus, und als er damit fertig war, las er auch den Titel des Büchleins, das sich bekanntlich in Jedermanns Händen befand und noch befindet, vor, und predigte ausführlich über denselben. Jetzt glaubte man, er habe wirklich das Ende gefunden, aber mit nichten. Die nächste Predigt behandelte die letzte Zeile des Katechismus-Titelblatts, nämlich die Worte: „gedruckt bei Balthasar Scherff, Universitätsbuchdrucker." Niemand vermuthe hier einen Scherz; die Nachricht findet sich in einer sehr ernsthaften, ja grämlich-eifrigen literarhistorischen Schrift: Vitae Theologorum Altorphicorum von Dr. Gustav Georg Zeltner, Nürnberg 1722. und auch die deutschen Acta eruditorum (Theil 76. S. 660) theilen die Nachricht zwar als eine Merkwürdigkeit, doch ohne davon besonderes Aufheben zu machen, ganz trocken mit.

Denken wir der Sache etwas genauer nach, so gewinnt die Phantasie einen weiten Spielraum, indem wir uns fragen: wovon sprachen wohl jene Schwägerschen Predigten am meisten? Ueber die Buchdruckerkunst im Allgemeinen? oder specieller

über die Buchdrucker? oder blos über die Universitätsbuchdrucker? Wurde etwa Balthasar Scherff als Ideal eines solchen gepriesen? und hielt man seine Lettern, Papier, Correctur als Muster vor? Wie? oder galt es hier — ich will nicht hoffen — eine Satyre gegen den Seligen? denn daß man sollte noch bei seinen Lebzeiten über ihn gepredigt haben, mag ich nicht glauben. Mir — ich gestehe es — ist der Mann gänzlich unbekannt, und ich darf wol kaum hoffen, daß meine Begierde, etwas Näheres über ihn zu erfahren, jemals werde gestillt werden.

Oder war es nur der Vorname („Balthasar"), der den Prediger anzog? und bahnte er sich durch ihn den Weg zu den heiligen drei Königen? oder sprach er über eine gute Wahl der Taufnamen? und wünschte er etwa, daß man hinfort die Kinder Lolo, Lullu, Lilli, Hebe u. s. w. taufen möchte? Ich zweifle fast.

Wie es damit auch bestellt gewesen seyn mag: Friede sei mit der Asche des Magisters Leonhard Schwäger und Friede mit der Asche des Universitätsbuchdruckers Balthasar Scherff! Sie haben es gewiß Beide gut gemeint und zürnen nicht, daß sie noch jetzt unsere Phantasie auf eine grüne Weide führen. Hanc veniam damus petimusque.

12.

Die poetische Pan-Ruhe.

Wer die Alten einigermaßen kennt und z. B. Theokrit gelesen hat, weiß, daß sie glaubten, Pan, das Symbol der Natur, und mit ihm alle Götter ruheten um die Mittagsstunde. — Wer viel im Freien lebt, besonders aber wer viel gereist ist, ahnet in der träumerischen Stille und trunkenen Müdigkeit, — (völlig verschieden von der abendlichen) — welche die Natur um jene Zeit zu zeigen pflegt, gar wohl, was die Alten mit jenem Mythus meinten, und findet, beruhigter als sie, in jener Stunde den heiteren Gegensatz der mitternächtigen Geisterstunde.

Eine solche Pan'sstille finden wir auch in dem Leben der Dichter, selbst in dem der größeren, und wir können sie bei manchen mit ziemlicher Sicherheit nachweisen. Bei Goethe scheint sie in die Jahre

1791 bis 94, bei Schiller in die 1789 bis 94 gefallen zu sein, Zeiten, in denen sie nur wenig Poetisches gaben und süß zu ruhen schienen, um dann neu gestärkt, sehr viel und zwar sehr Treffliches zu spenden. — Jean Paul scheint nur eine sehr kurze Panzeit gehabt zu haben, vielleicht nur kurze Panzeiten, wenigstens stellt er sich vom Jahre 1792 bis zum Tode in nie unterbrochener Thätigkeit auch öffentlich dar*).

Daß Shakspear jene süße, nicht götterlose, sondern göttervolle Panzeit in ihrer geheimsten und tiefsten Bedeutung gekannt habe, weiß Jeder, der z. B. den Sturm, das Wintermärchen, die beiden Veroneser u. a. kennt; ob er sie aber jemals selbst gehabt, können wir nicht in so weit zeigen, als wir es bei Goethe und Schiller vermochten.

Lieber Dichter — ich meine Dich, der den großen Namen verdient — naht sich Dir einmal jene Götterstille, lehne Dich nicht gewaltsam auf gegen die süße Traumstunde, und verscheuche den Gott nicht, der Dir vielleicht in Deinem Schlum-

---

*) Die früheren Leidensjahre gehören nicht hieher. Vergl. Fortepiano Th. I. S. 68 ff.

mer viel Schönes zuflüstern wird. Die Homerischen Götter entführten zuweilen die verwundeten Helden der staubigen Schlacht, um sie bald mit neuer Kraft und frischer Jünglingsheiterkeit zurück zu senden.

13.

Der alte und der junge Adler.

Ohne Zweifel wünschen wir Alle den Dichtern, besonders den guten, ein langes Leben; wir sollten aber dabei nicht vergessen, ihnen auch Kraft zu wünschen, die ihnen gewiß sehr nöthig ist, um die große Aufgabe zu lösen, alt und jung zu gleicher Zeit zu sein. Es tönt wahrlich wie Grabgeläut, wenn Young in seinen Nachtgedanken sagt:

— — — My world is dead,
A new world rises, and new manners reign.

(meine Welt ist todt, eine neue Welt steht auf und neue Sitten — Formen und Manieren — herrschen). Es ist sehr begreiflich und verzeihlich, daß selbst ein Young so klagt, aber das Publikum mag von dergleichen Seufzern nichts hören, sondern zuckt die Achseln und geht nach Hause, um irgend einem der neuesten Poeten, und wäre er

auch ein wenig spatzenhaft, zuzuhorchen. Dann heißt es wie geschrieben steht:

Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
Ach! der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein.

Der Dichter aber soll größer sein als seine Pein, und wenn es ihn auch in schwachen Stunden zu sehr verdrießen sollte, daß junge Spatzen mitunter viel Glück machen, so möge er doch ja nicht vergessen, daß es auch junge Adler giebt, die er nicht beneiden, sondern lieben soll. Er sei der alte Adler und lehre die glückliche Jugend, wie sie es anzufangen habe, um auch im Alter jung zu bleiben, mit frischem Auge und ungeschwächter Flügelkraft. Daß eine solche Aufgabe zu lösen sei, wird Niemand leugnen, der die Geschichte unserer Literatur kennt, die einige gar herrliche Beispiele bietet, und es fällt uns wohl Allen dabei zuerst der deutsche Dichter ein, den ich nicht zu nennen brauche, eben weil er Allen gleich einfällt. Der leuchtet noch aus ganz andern Augen, als etwa Anakreon geleuchtet haben mag, und kann noch eine ganz andere höhere Jugend aufzeigen, als die sich durch den Geburtsschein erweisen läßt.

14.

Johann Sobiesky's Tod.

Wer kennt nicht den ritterlichen Helden, der 1683 an der Spitze seiner tapfern Polen Wien entsetzte? Die deutschen Schriftsteller aller Zeiten haben mit Eifer und gerechter Dankbarkeit seine kriegerischen Thaten gepriesen; doch haben auch manche dabei vergessen, daß ohne die nicht minder tapfern Sachsen und Baiern ein solcher Entsatz nicht würde möglich gewesen sein. Dem reichen Ruhmeskranze des genialen Polenkönigs soll dadurch auch nicht ein Blättchen entzogen werden, und er selbst liebte das gerechte Urtheil, wie wir deutlich sehen aus dem großen Lobe, welches er dem Grafen Stahrenberg, dem vortrefflichen unerschrockenen Vertheidiger Wiens, spendete. Ferner haben die meisten deutschen Schriftsteller vergessen, uns ein treues Abbild von dem überaus phantasiereichen, vielseitig

anziehenden heroischen Könige zu geben, weil sie sich nicht genug bekümmerten um sein eigentliches Innere und nächstdem um seine herrschsüchtige und intriguenvolle Gattin, die er eine lange Reihe von Jahren hindurch mit einer wahrhaft romantischen Zärtlichkeit liebte, während sie dieser leidenschaftlichen Neigung gleichsam nur zusah und dieselbe zu egoistisch schlauen Planen benutzte.

Darüber vielleicht ein andermal, hier nur so viel, daß sich in den letzten Jahren von Johanns Leben eine trübe Abneigung gegen einige Umgebungen, Mismuth über wachsende Kränklichkeit und Hoffnungslosigkeit bei der Ahnung der Zukunft seiner bemächtigten. Auf wen konnte er seinen Ruhm, auf wen das herrliche Reich vererben? Diese Schwermuth wuchs zuletzt so sehr, daß er von der Zukunft gar nichts mehr hören mochte, und nur noch bei einer neu ergriffenen Lieblingsbeschäftigung (der Kunstgärtnerei auf einigen seiner Landsitze) Spuren von alter Heiterkeit sehen ließ. Wie es aber in des königlichen Helden tieferem Innern stand, zeigte er kurz vor und in seinem Tode, über welchen, so weit mir bekannt, die meisten deutschen Schriftsteller nur obenhin und ohne alle nähere Bezeichnung reden. Und doch ist diese Aus-

lassung leicht zu ergänzen, denn man braucht nur Zaluski epistolae historico-familiares (3 Theile, Braunsberg 1709) nachzuschlagen, ein Buch, das freilich nur mit Vorsicht benutzt werden darf, sonst aber eine Fülle von anziehenden Nachrichten enthält. Der Verfasser, Bischof von Wermeland und Großkanzler des Königreichs, war bei dem Tode des Königs zugegen, und es scheint der Mühe werth, in's Kurze zusammen zu ziehen, was er darüber mittheilt.

Johann war in seinen letzten Lebensjahren häufig kränklich gewesen; wir erfahren jedoch nicht genau, wo sich der Sitz seiner Krankheit befand. Er schenkte sein Vertrauen einem jüdischen Arzte, der bald auch zu sehr starken Mitteln seine Zuflucht nahm. Diese halfen, oder schienen doch nicht selten zu helfen, aber immer nur auf kurze Zeit, worauf dann noch stärkere Medicamente folgten. Endlich verlor der König das Vertrauen zu dem Arzte, und einige Tage vor seinem Tode klagte er gegen den Bischof, er habe „zu viel Quecksilber genommen;" — ob auf Verordnung des Arztes, oder nach eigenem Gutdünken, möchte schwer zu bestimmen seyn. Sein schmerzlicher Seufzer: Et nullus erit qui mortem meam vindicare volet! (und es wird

Niemand seyn, der meinen Tod wird rächen wollen!) interessirt uns mehr, als alle Medicamente eines vielleicht irrenden Arztes.

Die Königin, meist nur an sich selbst denkend, hatte ihren Gemahl schon in früherer Zeit häufig veranlassen wollen, ein Testament zu machen, aber wie sehr er auch sonst sich stets nach ihren Wünschen gerichtet, so hatte er sich doch dazu nie bereden lassen, so wie überhaupt Alles, was ihn an seinen Tod und die nach demselben zu vermuthenden öffentlichen und Familienangelegenheiten erinnern konnte, ihn mit Widerwillen und Ungeduld erfüllte. Jetzt aber drängte die Zeit, und der Bischof bekam von der Königin den Auftrag, den tödtlich Kranken zur Abfassung eines ihr günstigen Testaments zu bewegen. Die großen Schwierigkeiten fühlend, fing Zaluski nun ganz von weitem an zu erzählen: er selbst habe vor Kurzem seinen letzten Willen aufgesetzt; aber der König hörte ihn nur mit Unmuth an, und rief höhnend aus: „O medici, medici! mediam pertundite venam!“ („O ihr Aerzte! schlagt ihm die Hauptader!“) wie könnt ihr, als ein sonst kluger Mann, eure Zeit so verderben, ein Testament aufzusetzen?“ — Zaluski wollte die Vernünftigkeit eines solchen Geschäfts

auseinander setzen, aber der König unterbrach ihn mit dem eben so verworrenen als schrecklichen Wort: „Meinethalben mag die Erde verbrennen und der Ochs Gras fressen; wenn ich todt bin, frage ich nichts darnach.“ — In einer solchen Stimmung konnte man nicht weiter in ihn dringen und er starb ohne Testament am 17. Junius 1696, auf seinem Landsitze zu Willanow, am Schlage, so schnell, daß er selbst das Sacrament nicht genießen konnte, weil weder der Pfarrer des Orts, noch auch die Schlüssel der Kirche irgendwo zu finden waren. Bei der Eröffnung der Leiche zeigten sich Spuren, daß der König vielleicht nicht geirrt hatte, als er die zu starke Quecksilbercur für die Ursache seines Leidens erklärte. Die ungeheure Verwirrung, die nach Johanns Tode in der nachgelassenen Familie, so wie im Staate selbst entstand, ist hier nicht der Ort zu schildern; auch geben die gewöhnlichen historischen Handbücher hierüber genugsam Auskunft. Traurig merkwürdig aber ist es, daß der König sie voraus sah und dennoch nichts that, um sie durch ein Testament wenigstens zu mindern.

Hat sich aber die ganze tragische Geschichte wirklich so zugetragen, als sie Zaluski erzählt? Ich weiß es nicht und frage deshalb bei genaueren

Kennern der polnischen Geschichte an, da es wol Jedem erfreulich sein würde, wenn sich beweisen ließe, der treffliche Held habe einen bessern Tod gehabt.

Die deutschen Acta eruditorum, deren genauen Auszug aus dem Zaluskischen Werke (das mir nicht gleich zur Hand ist) ich bei diesem Aufsatze benutzt habe, nennen jenen furchtbaren Ausruf „Meinethalben mag die Erde verbrennen" u. s. w. ein Alt-Reußisches Sprichwort (s. jene acta Th. I. Leipzig 1712. S. 103.). Ich kann und mag das nicht glauben, denn wie leicht sich auch in die Menge von Sprichwörtern ein verworrenes übelsinniges mischen mag; ein Ausruf wie jener, der aller Liebe und allem wahren Lebensgehalt Hohn spricht, und das Leben des Einzelnen von aller Beziehung auf das Ganze, so wie von aller Bedeutung für die Zukunft trennen möchte, kann, hoffe ich, nie sprichwörtlich werden.

15.

Shakspear's Grabschrift.

Wer auch nur die gewöhnlichen dürftigen Lebensbeschreibungen Shakspear's gelesen, kennt die Inschrift seines Grabsteins in der Kirche zu Stratford:

„Good friend for Jesus' sake forbear
To dig the dust inclosed here,
Blest be the man that spares these stones,
And curst be he that moves my bones."

(Guter Freund, um Jesu willen, laß den hier verschlossenen Staub in Ruhe; gesegnet sei, wer des Steines schont, verflucht, wer mein Gebein anrührt.")

Es ist auffallend, daß die Biographen alle, so weit ich sie kenne, z. B. Nicolaus Rowe, diese Grabschrift ohne alle Bemerkung mittheilen, gleichsam als sei nichts Besonderes daran. Ich finde sie in hohem Grade auffallend, und frage zuvör-

derst: „wer hat sie verfaßt?“ Höchst wahrscheinlich Shakspear selbst, da er sich in der letzten Zeit seiner ländlichen Zurückgezogenheit mit dem Gedanken an seinen Tod gründlich beschäftigt haben mag. Wir finden nicht, daß er sich kränklich fühlte; wohl aber scheint er, trotz seiner vortrefflichen Leibes-Constitution und der noch blühenden Mannesjahre, eine entschiedene Ahnung von seinem baldigen Hinscheiden gehabt zu haben. Davon zeugt sein von ihm dictirter letzter Wille, der in mancher Hinsicht als ein Muster von Genauigkeit zu betrachten ist, und des Zusatzes, „er sei bei vollkommener Gesundheit und Gedächtnißkraft abgefaßt worden,“ nicht bedurfte. Dieses Testament ist vom 25. März 1616 datirt, und der Dichter hatte deshalb vollkommen Zeit, auch eine kurze Grabschrift auf sich selbst zu machen; da sein Tod, wie bekannt, erst am 23. April desselben Jahrs erfolgte.

Ich nehme also gleichfalls an, die Inschrift sei von ihm selbst; doch dringt sich dann die Frage auf: Was bewog ihn, den kleinen Raum seines Grabsteins mit so seltsamen Worten zu füllen? Wie kommt er, bei seinem stets sinnvoll klaren Gemüth, und in jener Zeit, schon der Verklärung so nahe, zu so heftigen Ausrufungen? und zu ei-

ner Bitte, deren Erfüllung sich so ganz von selbst zu verstehen scheint? Wie konnte er, einst der Liebling Elisabeths und später Jakobs, ja des gesammten Englischen Volks, auch nur vermuthen, daß irgend eine freche Hand sich an seinem vermoderten Gebeine vergreifen werde? Freilich darf man so fragen, aber die Antwort steht nicht fern. Der Dichter, dem nichts fremd war, was Staat und Kirche betrifft, sah voraus, daß der finstere Puritanismus in seiner ganzen grellen Engherzigkeit immer weiter um sich greifen und zuletzt seinen Haß gegen alle erhebende Wissenschaft und allgemeine Bildung verbreitende Poesie offen und laut kund geben werde. Wie wenn dieser Dämon auch äußere bürgerliche Macht gewönne, und endlich zum widerlichsten Fanatismus gesteigert, selbst die Gräber seiner edelsten Gegner nicht schonte? Mochten dann immerhin die besseren Puritaner solche Frevel mißbilligen, die Kugel war einmal aus dem Lauf und ging ihren Weg. Daß es wirklich so gekommen ist, weiß Jeder, der die Geschichte Englands nach Shakspear's Tode (und wäre es auch nur aus Walter Scott) kennt; aber es gehörte freilich ein weithin schauender Seherblick dazu, um bereits 1616 die Gräuel zu ahnen, die erst in späteren Jahrzehn-

ten hervorbrachen. Wer möchte indeß Shakspear'n einen solchen Blick absprechen? Er zeigt ihn oft in seinen Dramen, z. B. in allen der Englischen Geschichte entommenen, die uns bekanntlich mit dem innersten Leben des Staats vertraut machen, und wir finden ihn bald als den rückwärts, bald als den vorwärts gekehrten Propheten, d. h. im Verein von Philosophie, Historie und Dichtkunst. Muß es uns also auch betrüben, daß der geliebte Dichter in den letzten Tagen seines Lebens sich einmal mit der trüben Sorge für seinen Staub beschäftigte, so wollen wir ihn doch deshalb loben, denn eine solche Grabschrift scheint allerdings zum Schutz desselben nothwendig gewesen zu sein. Weit unwichtigere Gräber sind in der Cromwell'schen Zeit verletzt worden, aber Shakspear's Gebein ist unangetastet geblieben, obwohl die Pseudo-Frommen ihn, den mächtigsten, und, bei aller tragischen Kraft, doch heitersten Dichter, am meisten haßten. Rings und dicht um den Grabstein her — so erzählen uns Reisende und unter andern auch Washington-Irwing — ist viel Erde weggenommen, meist wol nur von der Hand der Bewunderer, die gern etwas Sichtbares vom Grabe des Dichters mit nach Hause bringen wollten; aber der Grab-

stein selbst ist nie aufgehoben worden. Ihn schützte die dräuende Inschrift, und wenn wir uns wundern, daß sie selbst die wüthendsten Fanatiker zurückschrecken konnte, so wollen wir uns erinnern, daß wir auch in Deutschland ähnliche Inschriften mit ähnlicher Wirkung aufzeigen können. So finden wir, um doch ein, wenn auch nicht glänzendes Beispiel zu geben, in der Domkirche zu Stendal unmittelbar hinter der Kanzel drei Leichensteine, deren abgetretene Inschrift die darüber befestigte hölzerne Tafel schon über zweihundert Jahre folgendermaßen aufbewahrt:

Wer da will im Segen sein,
Laß in Frieden meine Stein;
Müßten sie auch noch eins so lang
Liegen hier in diesem Gang.
Darum, Leser, folge mir,
Rührst du sie, du schadest dir,
Also nimm die Warnung an:
Schwerer Fluch hangt wahrlich dran."

Die Habsucht hat hier ohne Zweifel Schätze vermuthet, und die Sage erzählt, daß wirklich einigemal Räuber sich angeschickt hätten, das Grab zu öffnen; sie seien aber jedesmal, wenn sie eben das finstere Geschäft hätten beginnen wollen, durch innern

Schauder und gespenstischen Anhauch davon zurückgeschreckt worden. Ja sogar in neueren Zeiten, unter der kurzen westphälischen Regierung, soll ein ähnlicher Versuch auf ähnliche Weise vereitelt worden sein. Wir gehen über das Gespensterwesen, das die Sage hinzusetzt, leicht hinweg, lassen aber den innern Schauder gern gelten. — „Das Grab ist ein gar besonderer Ort" und eine solche Inschrift noch dazu hat ein ganz eigenes Leben, dem kein Jahr und kein Jahrhundert die Kraft rauben kann. Haben wir Deutsche doch sogar ein altes Sprichwort: „man soll auf keinem Grabe schlafen;" wie viel weniger sollen wir deshalb auf dem Grabe und in das Grab hinein mit ruchlos störender Hand arbeiten!

16.

Die Liebe in Pausch und Bogen.

Es soll Buchhändler geben, für die Goethe's Schriften nichts weiter sind, als Bücher, die unter g gehören, und es kann wol sein, daß sich solcher Leute zehn, zwanzig, oder dreißig in sämmtlichen deutsch redenden Ländern finden. Das möchte jedoch mit einem kleinen Seufzer abgethan sein; was aber sollen wir von den zehn-, zwanzig- oder hundert**tausenden** sagen, für die Goethe nichts weiter ist, als ein recht artiger angenehmer Schriftsteller, der viel Aufsehen gemacht hat? Sie räumen ein, daß, wenn ihn der Himmel einmal abrufen sollte, sein Verlust als bedauerlich gelten könnte, geben indeß den Trost, daß sich in unsern Zeiten gar Viele auf die Goethe'schen Künste und Wissenschaften gelegt hätten, und Manche ihm die Wage halten würden. Auch Euripides und

Kotzebue, Sophokles und Ifland seien doch am Ende — gestorben und die Lücke immer gut ausgefüllt. — Und auch solche Sprecher sind doch noch halbweg leidlich. Die Meisten sehen die poetischen Werke wie etwa Leinwand an, von der man jährlich etwas gebraucht, und wie sie ehedem sich gern entschlossen, für ihre innere Haushaltung einige Ellen Schiller zu kaufen, so begnügten sie sich hinterher ohne sonderliche Betrübniß mit einigen Ellen Müllner, Klingemann u. s. w. Es war freilich die gute alte Waare nicht; man muß das aber so genau nicht nehmen. Sie zerriß auch bald, doch fand sich immer neue Leinwand und neue Firma.

17.

Kleine Wünsche für Biographen.

Martial erzählt seinen Lesern, daß er unter dem Wildpret den Hasen und unter dem Geflügel den Krammetsvogel am liebsten speise. Der Mann muß ohne Zweifel sich groß und glücklich gefühlt haben, weil er überzeugt war, es werde seine Leser eine solche Notiz interessiren, und weil er eben — Martial war, so wollen wir es ihm nicht bloß verzeihen, sondern ihn loben, daß er uns von seinem Geschmack auch in dieser Hinsicht den Beweis giebt. Ueberhaupt möchte wol das bloße Wort „Geschmack" (so wie gustus, Goût u. s. w.) wegen seiner vielseitigen natürlichen und metaphorischen Bedeutung einer nähern Untersuchung werth sein, die jedoch jeder Leser selbst anstellen kann, sobald er Lust dazu hat. Aber eben um dieser Bedeutsamkeit willen ist die Sache nicht ganz unwich-

tig und ich würde in der Welt nichts dagegen haben, wenn man uns mit Sicherheit erzählen könnte, was Shakspear und Lessing, Schiller und Jean Paul am liebsten gespeiset und getrunken haben.

Der Deutsche versteht sich auch auf so etwas recht gut, und wenn er dergleichen Verständniß nur mit der gehörigen leichten Ironie zu durchdringen weiß, so ist nichts Erhebliches dagegen einzuwenden.

Noch anziehender sind die Fragen: welche Farbe liebte der noch lebende oder bereits selige vortreffliche Mann am meisten für seine Kleider? für sein Arbeits- und Gesellschaftszimmer? Bis zu welchem Grade des Reaumürschen Thermometers ließ er die Zimmerwärme treiben? Sorgte er auch gehörig für künstliche Wohlgerüche? Genoß er hübsch die stille Freude der Abenddämmerung, oder ließ er — ich will Besseres von ihm hoffen — gleich beim ersten Einbrechen des Zwielichts die Wachs- oder gar Talglichter anzünden, oder erklärte er sich für den Lampenschein? Genoß er aber die Dämmerung, so frage ich ferner: „Wie?" still meditirend oder im traulichen Gespräch? Oder ließ er sich etwas vorsingen? u. s. w. Der gute Biograph versteht solche

Fragen sehr wohl, der ordinaire lächelt dabei, und weiß nicht, wie er daran ist. Er erzählt uns wiederholentlich mit feierlicher Betheuerung, der Selige sei ein überaus nutzbarer und fürtrefflicher Mann gewesen, der sich die Huld seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Collegen in nicht geringem Grade erworben habe, wobei als Beleg einige Belobungsschreiben von Geheimenräthen, Generalsuperintendenten u. s. w. mit abgedruckt werden können. Das ist nun Alles recht löblich, aber wahrhaft interessant wird es nur dann, wenn wir die genaueste und angenehmste Zeichnung des hochgeachteten Mannes, und wenigstens die Skizzen der Hochachtenden dazu bekommen. Wie die Sache aber gewöhnlich mitgetheilt wird, erregt sie nur Gähnen, und die Redensarten der gewöhnlichen Biographen gleichen überhaupt alten abgelegten Oberröcken, deren Fäden man zählen kann, weshalb man sie lieber so bald als möglich wegschaffen sollte. Der Vergleich, ich weiß es, ist gar widrig, aber er paßt leider, doch geben zum Glücke die besseren Biographen Trost, an denen es doch auch nicht fehlt.

18.

Grobheit aus Weichheit.

Um diese Ueberschrift zu erklären, muß ich einen Umweg machen und an Falstaff erinnern, der seinen Witz meistens nur als Waffe gebrauchen muß, ohne die er, bei seiner körperlichen Unbeholfenheit und Feigheit, ohne Rettung verloren wäre. Aber auch unendlich sittlichere Menschen wie Falstaff und die auch muthig genug sind, fürchten sich dennoch vor der eigenen Weichheit des Gefühls, und vertreiben die Menschen, die sich aufdrängen (und freilich schon um deswillen meistens roh sind), durch schneidende Grobheit, so daß sie selbst am andern Morgen erstaunen können über das Harte, das sie gestern gesagt haben. — Noch Andere giebt es, die, ganz abgesehen von allen Beziehungen auf die äußere Welt, mit sich selbst roh und grob umgehen, gleichfalls aus Furcht vor der Weichheit,

die sie in der Tiefe ihres Herzens erkannt haben. Ohne Zweifel ist auch zur Abwehrung der Thränen nichts zweckmäßiger, als ein rasch und laut hingeworfener derber Spaß. Das ist nun wol zuweilen recht gut; ob aber immer viel dabei gewonnen sei, bezweifle ich, denn jene Thränen, die heute vielleicht erleichtern würden, dringen doch einmal zu anderer Zeit gewaltsam durch, und geben dann, bitter fließend, keine Beruhigung.

19.

Zwei Worte von Leibnitz und über ihn.

Unter den vielen bedeutenden Worten, die unser unvergeßlicher Leibnitz über sich selbst gesagt hat, und die um so wichtiger sind, je anspruchloser er sie hinwarf, scheinen mir besonders zwei hervorzuragen. Der eine lautet: Je n'ai pas l'esprit désapprobateur. Irre ich nicht, so hat man in neueren Zeiten dieses Ausspruchs ein wenig gespottet, denn da man so leicht ein paar Scherze darüber hinhauchen kann, wie hätte man sich die bequeme Gelegenheit dazu verkümmern sollen? Und es klingt doch immer stattlich, wenn es heißt: „Der kühne Magister Y. hat Leibnitzen verhöhnt!" — Mich dünkt, jenes Geständniß des Philosophen sei sehr anzie-

hend und — rührend. Diese Rührung aber ist nicht von gewöhnlicher wohlfeiler Sorte, sondern wahrhaft bedeutsam und rein. Leibnitz, als ein durchaus klarer Denker, mußte — er konnte schlechthin nicht anders — sich selbst als den größten Denker und geistreichsten Schriftsteller seiner gesammten Zeit anerkennen. Eine solche Ansicht giebt jedoch ein wahrhaft schauerliches Gefühl der Einsamkeit, das nur Eitelkeit verscheuchen könnte. Eitelkeit ist aber immer nur bei der Ungründlichkeit und Halbheit, und da Leibnitz weder ungründlich noch halb war, so konnte er auch nicht wohl eitel sein. Was war also zu thun, wenn er nicht in jener geistigen Einsamkeit, die nun einmal dem lebendig fühlenden Menschen unerträglich ist, untergehen wollte? Er muß lieben und diese Liebe ging bei seiner Ueberfülle von Geist in jenen esprit d'ésapprobateur über. Leicht wurde ihm das gewiß nicht, aber er setzte es dennoch durch, und zwang sich: anzunehmen, daß jeder Schriftsteller ein Denker sei, und etwas Tüchtiges wenigstens gewollt habe. Da er nun gar häufig auf engherzige Pedanterie, Verworrenheit, Dürre u. s. w. traf, so hatte er das schwere Geschäft, solche Schriften, die er, der unersättlich Lesende, alle las, in Gedanken gleichsam

umzuarbeiten und ihnen selbst und sich klar zu machen. Dieses schwere Geschäft wird aber bei Reichbegabten nach und nach zu einem leichten, und so konnte er sich zuletzt dergestalt daran gewöhnen, daß er kaum mehr recht wußte, wie die Sache zugegangen sei. Hatte er dann einen armen Schriftsteller in Gedanken reich gemacht, und kamen nun andere, die, nur gerecht, den Armen als arm auffaßten, so sagte der Ueberreiche und Uebergütige, um nur schnell von der ganzen Sache loszukommen und sich nicht selber rühmen zu müssen: Je n'ai pas l'esprit désapprobateur.

Möge Niemand glauben, daß ich Leibnitz damit nun gleich für einen liebevollen und tiefsinnigen Dichter erklären will, denn es könnte freilich scheinen, als wenn nur ein solcher bei seiner Lectüre einer solchen Procedur fähig sei, allein die Liebe kann in dieser Hinsicht die Poesie ersetzen und ist selbst Poesie. Diese Liebe findet sich bei unserm scharfsinnigen und sinnreichen Leibnitz in nicht geringem Grade. Wir können und sollen herzlich bedauern, daß er von den großen Poeten der Vergangenheit wenig wahre Notiz nahm — eine bloß historische kann nicht genügen — aber wir wollen ihm nachrühmen daß er um jenes esprit willen, wenn auch

nicht ein Dichter war; doch — „a peice of him" (ein Stück von ihm)*).

Das zweite Leibnitzische Geständniß knüpft sich befreundet an das erste. Ihm seien nämlich, bekennt er, alle sogenannte schwere Bücher und Sachen leicht vorgekommen, woraus natürlich folgt, daß ihm die sogenannten leichten — schwer geworden. (S. Otium Hanoveranum etc. herausgegeben von J. F. Feller, Leipzig 1717. S. 160 ff.) Er hat mit einer solchen Eröffnung durchaus kein eitles Lob erzielen wollen, sondern scheint sich eher dabei vor Tadel gefürchtet zu haben, weshalb er sich auch ein wenig zu entschuldigen sucht, indem er den allgemeinen, ziemlich unbedeutenden Satz voranstellt, man treffe nun einmal unter den menschlichen Gemüthern einen „ganz außerordentlichen"-Unterschied an. Erklärt hat er seinen Ausspruch nicht, und er that wohl daran, denn der denkende Leser bedarf hier keiner weitläufigen Erläuterung.

Endlich möcht' ich noch Folgendes erinnern: Es ist über Leibnitz manches Schätzbare in Deutschland und Frankreich geschrieben; ich bin

*) So spricht bekanntlich Horatio in Hamlet.

weit entfernt, das zu verkennen, und habe mich im Gegentheil oft gefreut, daß, wie mancher Wackere sonst auch verkannt wurde, Leibnitz doch wirklich in vieler Hinsicht näher betrachtet und mit Gerechtigkeit gelobt worden ist. Dennoch fehlt uns die Beschreibung seines Lebens, denn was bisher als solches galt, mag zwar im Einzelnen Beifall verdienen, aber ein Ganzes ist es nicht und auch jenen Einzelnheiten fehlt oft die Genauigkeit. Wir hören zwar manche höchst interessante Data aus seinem eigenen Munde, aber er konnte nur selten gemüthlich und nie mimisch beschreiben und darstellen. Wenn wir z. B. vernehmen, daß er bereits im funfzehnten Lebensjahre täglich in dem nahe gelegenen Wäldchen spazieren ging, nicht um Verse zu machen, sondern um über die wichtigsten philosophischen und mathematischen Sätze nachzudenken, so ist uns das zwar sehr wichtig, aber wir möchten ihn auch gern spazieren gehen sehen, und wir bedauern, daß er nicht einen Freund hatte wie Goethe, der es uns würde so erzählt haben, daß wir selbst dabei gewesen zu sein glauben müßten. Doch wir wollen nicht so unbescheidene Prätensionen machen, denn das Talent Goethe's (der uns z. B. sogar mit Anmuth zeigen kann, wie er

als Kind Töpfe zerworfen hat) wird wol als einzig betrachten werden müssen. Aber daß ihm auch ein Freund mittler Gattung mit mäßiger Erzählergabe fehlte, das dürfen wir bedauern, und so ist es gekommen, daß wir ihn nicht bloß nicht auf jenen Knabenspaziergängen, sondern auch nicht als Jüngling und Mann erblicken, z. B. an den Höfen von Berlin und Hanover. Daß er besonders an dem erstgenannten sehr geschätzt ward, daß die wißbegierige Königin Sophie Charlotte, die bekanntlich selbst nach dem pourquoi du pourquoi fragte, ihn stets mit großer Auszeichnung behandelte u. s. w., das wissen wir Alle sehr wohl, aber ich frage wieder: sehen wir ihn dabei in allen seinen Verhältnissen als Unterthan? als Freund? als Lehrer? in Schmerzen und Freuden? mit Einem Worte: als Menschen vom Scheitel bis zur Ferse? in allen seinen Wurzeln und Adern? oder, wenn das zu viel verlangt ist, kennen wir ihn auch nur so, wie wir etwa Gellert und Rabener, Gleim und Jacobi u. a., die doch auch nicht ihr Leben beschrieben haben, kennen? Ach nein! denn was wir von ihm wissen: er war ein trefflicher Mann, ein scharfer Denker, er äußerte dies und jenes, er lebte bald da bald dort u. s. w., das Alles giebt kein

Bild. Es ist nichts als ein biographischer Strohkranz, dem auch ein paar hineingeflochtene rhetorische Blumen nicht zum Leben verhelfen können.

Um eine in allen Punkten gesicherte, verbriefte und mit allen Urkunden versehene Biographie Leibnitzens zu schreiben, ist es jetzt wol zu spät; aber eine dem Ideal genäherte wäre auch jetzt noch möglich; wo ist aber der Odysseus, der diesen Bogen spannen möchte und könnte? Ein solcher keine Anstrengung scheuender Mann wäre wirklich dazu nöthig, denn er müßte zuvörderst Leibnitzens sämmtliche philosophische, ethische, historische, kritische Werke, so wie dessen Episteln nebst den Antworten lesen, worauf dann auch die Lectüre wenigstens des Hauptsächlichsten, was jemals für und wider ihn geschrieben worden, folgen müßte. Dies Alles müßte jener geduldige Heros so in Saft und Blut verwandelt haben, daß sich seine ganze Anschauung des Mannes in einen Brennpunkt versammelte. Hätte er diesen gefunden, dann erst dürfte er schreiben. Um aber des Gegenstandes würdig schreiben zu können, bedürfte er sodann zweitens des biographischen Genies, über dessen Wesenheit bis jetzt noch wenig in gedruckten Schriften zu vernehmen gewesen ist.

Man sieht: die Sache hat ihre Schwierigkeiten; doch würde ein schöner Kranz am Ziele lohnen, auf den Fontanelle's gutmüthig achtbare, zierlich geputzte, doch wissenschaftlich und künstlerisch arme Lobschrift keinen Anspruch machen darf.

20.

Die sogenannten Wahrheitsager.

„Nun ich muß doch die Wahrheit sagen!" ist die gewöhnliche dummstolze Entschuldigung roher Menschen, wenn sie sich gegen den Feinern eine gehaltlose Grobheit erlaubt haben. Ihre Wahrheit besteht nur in einem platten Nein zu dem Bessern, Bedeutenden, erhöht Gebildeten und Eingreifenden, und sie selbst haben überhaupt gar kein Ja in der Brust. Höchstens erhaschten sie ein paar subjective Meinungen, die sie dann als Ueberzeugungen geltend machen möchten, zu welchem Geschäfte sie indessen nichts weiter mitbringen, als gemeine Polemik gegen alles objectiv Wahre. Loben können sie nie, denn um auch nur erträglich anzuerkennen, bedarf es eines positiven Geistes, daher die entsetziche Erscheinung, daß sich sogar manche Menschen rühmen, grob zu sein; sie könnten nicht anders,

sie müßten doch wahr reden. Der den Mond anbellende Mops hat gewiß nicht anders gesprochen und es sehr übel genommen, wenn man ihm die Wahrheit sagte, daß er nur ein Mops sei. Was man aber fabelhaften Möpsen allenfalls verzeiht, soll bei Menschen streng gerügt werden. Man würde diese Leute leicht vernichten können durch die bloße Frage, was denn nun eigentlich Vernunft, Verstand, Urtheil, Wahrheit u. s. w. sei; aber sie lassen sich auf keine wissenschaftliche oder künstlerische Antwort ein, sondern poltern nur abermals ihren alten Refrain heraus. Es dauert lange, ehe man sich an den Umgang mit solchen Leuten gewöhnen mag, den doch zuweilen die Pflicht erfordern kann. Am besten thut man, außer den Geschäftssachen, nie ein ernsthaftes oder gar tiefes Wort mit ihnen zu sprechen, sondern sich gegen sie ununterbrochen auf der Höhe des Scherzes und der Ironie zu halten, wodurch man sie zuweilen wenigstens zu einer augenblicklichen Erkenntniß ihrer Nichtigkeit hinaufstacheln kann.

Den höchsten Grad der Widerwärtigkeit aber erreichen jene Leute, wenn sie ihr Thun und Treiben als deutsch bezeichnen, und ihr Lieblingsausdruck: „ich kann mir nicht helfen, ich bin nun

einmal ein ehrlicher Deutscher," klingt wie die ekelhafteste, doch zum Glück ungegründetste Satyre gegen das wahre Deutschland. Wie ausgebreitet aber dieses unangenehme Geschlecht sein müsse, läßt sich schon aus der durch sie erfundenen und gangbar gewordenen Redensart: „verstehst Du kein Deutsch?" abnehmen, in welcher „Deutsch" offenbar so viel als „roh" und „grob" bedeuten soll. — Doch wir wollen nicht zu ernsthaft werden, sondern uns erinnern, daß Theosites schmähend, keifend, brummend und knurrend doch auch am Ende die Wahrheit zu sagen meinte, während er eigentlich nur die innere Langeweile durch Gebell verscheuchen wollte. Ulyß hat ihm indeß bekanntlich das Bad übel gesegnet, und, obwol ein sehr vornehmer König, hielt er es doch keinesweges unter seiner Würde, durch einen tüchtigen Scepterschlag den unangenehmen Mann zur Ruhe zu bringen.

21.

Fleiß und Faulheit.

„Der Mensch ist von Natur faul" sagt der ehrwürdige Kant, (der selbst sein langes Leben ununterbrochen fleißig war) aber bei dieser Faulheit — so möchte man den Kantischen Satz fortführen — ist der Mensch von Natur auch im hohen Grade unpoetisch, spielerisch. Daher der geschäftige Müßiggang. Müßiggehen und müßigsitzen sind nur in der Erscheinung verschieden; beides ist gleich thierisch, wenn nicht eine seltene poetische Schalkheit hinzukommt. Dies einsehend, begreift man auch leicht, weshalb es erlaubt ist, sich gelegentlich des Fleißes zu rühmen, denn man rühmt sich damit nur, ein — Mensch zu sein, d. h. ein Wesen, welches durch Gott verliehene geistige Kraft den bloß thierischen Trieb, faul zu sein, überwunden hat. Wer sich

nun so fühlt, darf auch, wenn er Lust hat, es aussprechen. Es ist keine Mystik bei dem Fleiße, wie bei dem Talent und dessen Uebung, und wenn der wahrhaft gute Mensch zart erröthet bei dem Lobe, „talentvoll zu sein," so nimmt er das Lob seines Fleißes, falls es gerecht ist, ruhig heiter hin.

Für Erzieher ist es besonders wichtig, die erste Zeit genau zu erforschen, wann ein Kind anfängt fleißig zu werden. So lange Zwang dabei waltet, das Aufgegebene jedoch mit Anstrengung ziemlich durchgeführt wird, ist es im Zustande des unsträflichen Knechts; sobald aber die Lust am Arbeiten erscheint, tritt das Kind gewissermaßen in die Gesellschaft der Freien. Genauere Beobachter werden dann sogar die Miene des Siegers bei ihm entdecken, und es tritt die Verpflichtung ein, es vor Stolz zu bewahren; doch soll ihm auch die Freude, nunmehr ein eigentlicher Mensch geworden zu sein, nicht verkümmert werden. Es soll und darf diese Freude genießen.

Was von dem süßen Müßiggange, dem anmuthigen Nichtsthun u. s. w. zu halten sei, gehört nicht in dieses Fragment. Den wahrhaft schönen Sinn, den diese Ausdrücke haben, versteht nur der allsei-

tig Gebildete und tugendhaft Arbeitsame. Jeder Andre wird darüber bloß unnütze oder für Schwach= gefährliche Worte machen, die ohnehin nur ente lehnt sind.

22.

Dichterleben.

Horaz lobt sich bekanntlich die goldene Mittelmäßigkeit des äußern Lebens, und sämmtliche Leser, selbst die sich nur einer silbernen Mediocrität erfreuen mögen, loben ihn deshalb. Indessen hat er wol ganz besonders die Dichter im Auge, und hier ließe sich an seinen einfachen Gedanken noch Manches anknüpfen. Meines Erachtens ist für die Ausbildung eines dichterischen Talents etwa folgender Gang am günstigsten: Ahnungsvolle und traumreiche Kindheit, durch Elternliebe, Geschwisterliebe und naiven Freundesumgang geadelt. Sehr fleißige, aus Liebe streng gehorchende, doch genialisch kämpfende Knabenzeit, vielseitig strebende Jünglingsjahre auf den freisinnigsten Universitäten, Begeisterung für die Wissenschaft, die beinah bis zur Trunkenheit gehen mag, eine Menge Bekannt=

schaften und innige Freundschaften vielleicht nur Eine, ein paar Hypergenialitäten, sobald sie nur reine Ehre begleitet, mögen verziehen werden; dann: poetisch unglückliche Liebe, und viele schlaflose Nächte, aus denen sich endlich eine glückliche Liebe entwickelt; ein edles bürgerliches Amt, rein erstrebt aus Tugend, d. h. aus Liebe für den Staat und aus genauer Kenntniß der Pflichten gegen denselben; eine wohlgesinnte freundliche Frau und eigener Heerd: das ist die aurea mediocritas vollständig.

Ich weiß sehr wohl, daß sich dies Alles nicht immer zusammen erreichen läßt, ich rede aber auch jetzt nur von dem Wünschenswerthen. Doch nicht bloß wünschenswerth, sondern nothwendig und unerläßlich sind: Liebe, Freundschaft und in den meisten Fällen auch: eigener Heerd. Ohne Liebe giebt es keinen Frühling, folglich auch keine Poesie, ohne Freundschaft erlahmt die Wissenschaft, und ohne eigenen Heerd pflegt der Mann, wenigstens nach dem vierzigsten Jahre, in eine gewisse Phantasterei zu versinken, die höchstens dem Knaben ansteht oder in eine gewisse Ueber-Demuth, die sich für kein Alter ziemt.

Sind wir nun mit solchen Gedanken erfüllt,

wie muß uns zu Muthe werden, wenn wir in unsern deutschen Dichtersaal eintreten, und zwar in die Abtheilung, welche das siebzehnte, achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert bildet! — Was sehen wir hier? Wie oft schon umflorte Kinderjahre! Das Rabengeflatter der Nahrungssorgen um eine Knabenbrust! Lieblose, mißverstehende Umgebungen, schauerlicher Zwang oder widrige Rohheit in denselben, Armuth in der Freundschaft (wo sich z. B. sämmtliche Hamlets mit einem Horatio begnügen müssen, wenn anders auch nur ein solcher sich auftreiben läßt), Muthlosigkeit in der Liebe, Wehmuth bis zur Zerflossenheit oder Verzweiflung, die sich als Lyrik oder Dithyrambik geltend machen will, späterhin das „Kleinbeigeben"*), um ein Aemtchen zu erschnappen, Alltäglichkeit der Liebe und Ehe, Versäumung der Kinderzucht bei überhäuften Berufsgeschäften, Hypochondrie und Aerger über ein Publikum, das weder recht lieben, noch recht hoffen kann, und endlich ein — Talbot'scher Tod. Beispiele will ich nicht geben, sie sind leider nicht schwer zu finden.

*) Das Wort ist zwar nur provinziell, doch so deutlich bezeichnend, daß ich es mit keinem andern vertauschen mag.

Aber in den freundlichen Gegensatz wollen wir schauen, und einige Männer nennen, deren noch immer nachleuchtendes Leben wol ein poetisches zu nennen ist. Lasse Dir nur einmal, lieber Leser, recht ausführlich erzählen, wie glücklich Hagedorn, Gärtner, Ebert, Rabener und Andere lebten, und Du wirst inne werden, daß sie, wenn auch von außen ziemlich begünstigt, doch die beste Begünstigung in sich selbst fanden. Erinnere Dich dann an Gleim, der in immer reger Liebe und Freundschaft das alte ehrliche Kinderspiel „Schenken und Logiren" (d. h. hier: Logis geben) sein ganzes Leben hindurch sehr ernsthaft doch fröhlich durchspielte; denke an die meisten Mitglieder des Göttinger Dichtervereins, an die glückliche Wichtigkeit der edlen Freundschaft zwischen Goethe und Schiller u. s. w. und frage Dich dann: „wie steht es heute?" Du wirst, obwol Du einige gute Ausnahmen kennen magst, doch nicht wenig schaudern vor der Entweihung des Worts Freundschaft, das nicht selten für sehr ordinaire literarische Gevatterschaften, oder für gegenseitiges Weihrauchspenden, ja selbst für die heillosesten Verbindungen der Rohheit und Gemeinheit gebraucht wird, Du wirst auch sonst noch gar manche Sünde und

6*

viel Unglück sehen, bei dem die Poesie nicht recht aufkommen kann. — Den Schmerz darüber kannst Du Dir nicht erlassen; nur vertiefe Dich nicht zu sehr in ihn, und noch viel weniger w e i d e Dich müßig an ihm, sondern bleibe kräftig in aufrechter Stellung, und thue unermüdet das Deinige, damit es besser werde.

23.

Guter Rath,

die gegenwärtige Zeit betreffend.

(Geschrieben im Januar 1831.)

Unsere Zeit wird überall eine vielbewegte genannt, und wahrlich, sie ist es in der umfassendsten Bedeutung des Worts. Die größesten Weltbegebenheiten, aus den bedeutendsten Prinzipien hervorgehend, dann aber nicht selten durch äußere Gewalt und Zufälligkeiten geleitet und überströmend, kommen täglich zu unserer Kunde, und unter denen, welche wirklich Geist und Herz haben, giebt es keinen mehr, der den mannigfaltigen Drohungen und Verheißungen den Zeit seine Theilnahme verweigern könnte. Jedes Zeitungsblatt bietet einem künftigen Livius wichtigen Stoff zur rein historischen Bearbeitung; noch mehr aber einem künftigen Tacitus zu weltüberschauender Betrachtung. Wir sollen miterkennen und mitfühlen, denn der Mensch lebt nicht

als bloßes Einzelwesen für sich und für sein Zimmer, auch nicht bloß für seine Frau und Kinder, sondern er gehört dem Staate an, den er lieben soll; ja er ist auch Weltbürger, und nichts, was der menschlichen Gesellschaft in tieferer Hinsicht wichtig ist, darf ihm fremd sein.

Aber auch die größeste Zeit, in der sich die Begebenheiten so sehr drängen, besteht ohne Zweifel aus Stunden, Tagen, Wochen, Monaten, die wenigstens klar durchlebt sein wollen, und das scheint jetzt Manchem schwer zu werden. Der einzelne Mensch, wie sehr er auch dem Staate im Allgemeinen angehört, hat doch nicht minder einzelne Pflichten, und diese dünken ihn jetzt in den Stunden der größern Aufregung weniger interessant oder vielleicht ganz unbedeutend. In unbewachten Momenten erscheint ihm wol gar Alles finster, die Zukunft wie ein dräuendes Gespenst, und wir wissen Alle, daß noch vor Kurzem ein großer deutscher Geschichtforscher alle Lust zum Leben verlor, weil er die „alte Barbarei" von Neuem hervorbrechen sah, oder vielmehr eine ganz besondere, die er mit der durch den Umschwung der Zeit in der Mitte des dritten Jahrhunderts (!) hervorgehenden verglich und bezeichnete. — Das Wort

klingt sehr mystisch und er hielt vielleicht das deutlichere zurück; doch wir wollen uns selbst verbieten, eine solche Furcht zu fassen und uns lieber erinnern, daß jener Verstorbene doch auch hinzusetzte, es werde nur dann so kommen, wenn nicht die göttliche Vorsehung auf eine „wunderbare Weise" einschreite. Ein solches Wunder aber geschieht gewissermaßen immer, und ich möchte es deshalb kein Wunder nennen, denn Gottes Gnade ist „größer, als wir wissen und verstehen." Das lautet freilich sehr altväterlich, allein gerade dieses guten Altväterlichen bedürfen wir immer und heut zu Tage ganz besonders. Es mag deshalb zweckmäßig sein, in einer Zeit, wo bloße Menschenklugheit nicht immer die erfreulichsten Resultate zeigt, oder wol gar die Drohungen der Zukunft am deutlichsten sehen läßt, an das zu erinnern, was höher steht, als bloße Klugheit; denn wol hat der Dichter recht mit seinem Wort:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Ich weiß, wie leicht so etwas gesagt ist, und wie schwer gethan, denn es ist hier nicht nur nicht die Rede von einem müßigen, träumerischen Vertrauen auf die göttliche Führung, sondern von ei-

nem klaren, regelmäßigen Anschauen und einer ununterbrochenen folgerechten Thätigkeit. Eine solche ist auch bei dem einzelnen unscheinbaren Menschen sehr wichtig, doch durchzuführen wahrlich jetzt sehr schwer, und wir wollen uns nicht über die Schwierigkeiten täuschen, sondern ihnen mit Muth begegnen.

Gehen wir deshalb ein wenig in das Detail. Bist Du, lieber Leser, etwa ein Prediger, so kannst Du jetzt vielleicht in trüben und schwachen Augenblicken — und wer hat die nicht? — denken und sprechen: Was hilft jetzt das Wort? Wer hat jetzt Zeit und Aufmerksamkeit genug, das göttliche Wort nicht bloß mit leidender, sondern thätiger reproducirender Aufmerksamkeit zu vernehmen? — Bist Du ein Schulmann, so thust Du vielleicht zuvörderst dieselben Fragen und nächstdem die Dir gleichfalls nahe genug liegenden: Wer hat jetzt hinreichenden Sinn für die Lehren der Grammatik; der allgemeinen wie der besondern? Wer ahnet jetzt, daß die Lehren derselben, so trocken sie auch scheinen, doch als die ächtesten Resultate der Logik zu betrachten sind? Wer mag jetzt, wo Europa in Flammen steht, und zwar in neuen geistigen Flammen, sich interessiren für die Darstellung der Kriege der Rö-

mer mit den Volskern und den Aequern, die ich doch im Livius nicht überschlagen kann? Wer hat jetzt Ruhe und Anstrengung genug, um sich mit der Ironie und dem Tiefsinn des Platon zu befreunden? Ja wer ist auch nur heiter genug, um die bequeme Lebensphilosophie des Horaz rein und freundlich aufzufassen? —

Bist Du ein Jurist, wirst Du Dich nicht vielleicht zuweilen bitter fragen: Was ist es nun mehr, wenn ich dem Cajus seinen Morgen dürres Land verschaffe, den Sempronius unrechtmäßiger Weise in Anspruch nimmt? Jetzt ist von Königreichen und Provinzen die Rede. — Bist Du ein Arzt, so fragst Du vielleicht: Was habe ich nun davon, daß ich die Verdauungswerkzeuge des Bürgers Y. stärke? wer weiß, wie lange er ohnehin noch zu essen hat! — und daß ich der Frau Z. die Niederkunft erleichtere? es giebt vielleicht der Menschen schon viel zu viel, wie einige Zeitungen lehren! — Bist Du endlich vollends ein Schriftsteller, so steht es mit Dir gar übel. Es gab einmal eine recht hübsche Zeit, in der Du Dir durch ein gutes Buch vielen Ruhm und einiges Vermögen erwerben konntest; aber sie ist längst vorbei. Was man so gewöhnlich Ruhm nennt, dauert heut zu Tage ein

paar Monate, und was das Honorar betrifft, so kannst Du darüber auch von den besten Verlegern vernehmen, es stehe jetzt damit nicht sonderlich. Gehörst Du aber auch zu den durchaus wackern Männern, die Ruhm und Erwerb nur als eine Nebensache betrachten, so ist Dir auch dadurch wenig geholfen. Du hast vielleicht während des letzten Jahrzehnts in redlicher Anstrengung mit Geist und Fleiß an einem wissenschaftlichen Werke gearbeitet, es nähert sich der Vollendung und Du möchtest es nun gern dem Publikum übergeben: es wird Dir aber der befragte Buchhändler erwiedern, das sei jetzt nicht an der Zeit und er könne sich auf dergleichen große Unternehmungen nicht einlassen. — Bist Du ein Dichter, und was die Hauptsache ist, ein guter, so hoffe nicht, daß Dein Werk zünden werde, denn man hat jetzt, wie gesagt, nicht Zeit und und nicht harmlose Ruhe genug, um sich einem poetischen Eindrucke rein hinzugeben. Man liest Zeitungen, und daran thut man ohne Zweifel auch sehr recht; aber daß man nur Zeitungen und wieder Zeitungen liest, möchte schwerlich zu billigen sein. Ist man fertig mit dem Lesen, so spricht man über die Zeitungen, und daran thut man wieder sehr recht, denn wie wäre es möglich, die

große Theilnahme an der Gegenwart zu verschweigen? Daß man aber immer davon spricht und leider meistens ohne zu einer beruhigenden Ansicht zu gelangen, daß man kreuz und quer, hinüber und herüber, und gleichsam ohne rationalen Anfang-, Mittel- und Endpunkt nur Worte macht, muß allerdings betrüben, und zeigt nur zu deutlich, daß eine unbefangen deutliche und tiefe historisch-politische Ansicht in Deutschland noch ziemlich selten ist.

Was wäre denn nun dabei zu thun? Meine Antwort ist wieder recht altväterlich und lautet: Geduldig sein, warten, hoffen und in dieser Stimmung ja nicht müßig gehen, sondern redlich fortarbeiten, wie in den Tagen einer allgemeinen europäischen Ruhe. Das ist, ich wiederhole es, sehr schwer, aber nicht unmöglich, und da in solchen Fällen ein würdiges Beispiel viel Gutes wirken kann, so wollen wir uns dabei an manche würdige Männer während der Zeit des siebenjährigen Kriegs erinnern. Gellert und Rabener, Lessing und Weiße, Klopstock und Gleim und so manche andere Geschäftsmänner und Schriftsteller wurden nicht verdrießlich, d. h. sie hörten nie auf, genau zu wissen, was sie wollten und nicht wollten, was sie konnten und sollten; sie fuhren fort,

mit stillem Ernst und muthiger Heiterkeit so viel sie vermochten, Gutes zu wirken, zu arbeiten und zu schreiben. Auch mit Heiterkeit? Gewiß! Erinnert Euch nur an Rabener, der selbst bei dem Schein der Flammen, die sein wohleingerichtetes Haus und seine sämmtlichen Manuscripte vernichteten, noch scherzen konnte, und zwar noch besser als in den Tagen der bequemsten Ruhe! War das etwa unnatürliche Exaltation? Keinesweges. Eine solche pflegt sehr schnell vorüber zu gehn; bei ihm aber dauerte jene heitere Stimmung ununterbrochen fort. Leset nur einmal wieder den Brief, den er einige Tage nach dem Bombardement von Dresden an einen Freund in Warschau schrieb, und Ihr werdet Euch über den wackern Mann innig freuen, der bei so großem Verlust doch sich selbst und die Genien des Muthes und der Fröhlichkeit gerettet hatte. Man könnte vielleicht glauben, jener Brief sei geschrieben worden, damit er gedruckt und der Verfasser bewundert werde; allein es ist gerade das Gegentheil der Fall. Er kam erst nach Jahren in den Druck und zwar wider Rabeners Willen, der seine Misbilligung über die Bekanntmachung sehr ernstlich erklärte, und weit entfernt, ein gerechtes Lob zu erwarten, eher fürchtete, es könne

wol hie und da eine allzuzarte Seele durch seine muthige Scherzhaftigkeit verletzt werden.

Wollt Ihr ein näher liegendes Beispiel, so schauet hin auf Goethe, und betrachtet ihn, wie er sich benahm vor, während und nach der Schlacht bei Jena, und späterhin während des Frühlings, Sommers und eines Theils des Herbstes 1813, wo wir ihn zwischen mehreren großen Heeren eingeklemmt sehen. Was that er in diesen für ihn sehr bedenklichen und unsichern Zeiten? Nichts Glänzendes; wohl aber etwas, das besser ist, als alles nur Glänzende: — er arbeitete ruhig fort.

Wollt Ihr endlich das edelste und erhabenste Beispiel von der Uebung ruhiger Kraft in ungünstiger Zeit, so erinnert Euch, daß im Jahre 1809 die Universität in Berlin errichtet wurde. — Welch ein vielseitig bedeutsamer Entschluß, und wie groß die Folgen seiner Ausführung! Es bedarf darüber keines prunkenden Worts, aber auch der stille Gedanke daran ist höchst lehrreich und anregend.

24.

Leibeigene Seelen.

Wir lernen bereits in der A B C Schule, daß der Mensch aus Seele und Leib bestehe; in der A B C Schule des Lebens aber erfahren wir bald zu unserm großen Leidwesen, daß es in Hinsicht mancher Menschen heißen sollte: „aus ungeheuer vielem Leib und ein ganz klein wenig Seele.“ Der Leib dieser Leute hat durch den steten Umgang mit der sogenannten Seele bald herausgebracht, daß es mit derselben nicht viel auf sich hat, und legt ihr ein weiches Polster unter, was dann die liebe Seele für einen Thron hält, auf den sie bekanntlich Anspruch macht. Bei solchen Anstalten und so gehegt und gepflegt wird die Seele immer bequemer, dicker und fetter, und verlangt höchstens von Zeit zu Zeit mit einer artigen Anekdote, oder einem leidlichen Witz, der bei Leibe nicht weit hergeholt sein muß, abgespeist zu werden. Es giebt sogar Menschen, bei

denen der Geist, seiner selbst überdrüssig, völlig zu Fleisch geworden ist, ohne im mindesten nach einer neuen Geburt zu verlangen. Es ist der wahrhaftige, in der gräulichsten Sklaverei sich glücklich fühlende Leibeigene, und würde, falls der Leib einmal in einer muthwilligen Stunde ihm seine Freiheit wieder schenken wollte, demüthig bitten, ihn, den kleinen armen Schelm, doch ja nicht zu verstoßen. Er sagt gewiß nie: „O schmülze doch dies allzufeste Fleisch!“ denn ach! was würde dann aus ihm werden?

25.

Umgangs-Formen.

Es ist gewiß schon oftmals geklagt worden, daß die Deutschen, in manchen engen Formen gehend, auch durch die conventionellen des Umgangs, zu mancher Unwahrheit verführt werden; leider aber haben die Klagen nicht viel geholfen, und es ist so ziemlich beim Alten geblieben. Im mündlichen Gespräch mit unsittlichen oder abgeschmackten Leuten, zu dem wir zuweilen veranlaßt werden, können und sollen wir allerdings eine gewisse Gattung von deutscher Höflichkeit umgehen; wir sollen es, weil wir es können, und was dann von gewöhnlichen Redensarten noch etwa übrig bleibt, ist entweder nichts sagend, oder kann doch wenigstens durch unsere gute Gesinnung geadelt werden. Mögen wir deshalb immer sagen: „ich freue mich sehr, Herr Geheimerath, Sie wohl zu sehen,“

auch wenn wir ihn verachten, denn wir **sollen** uns seines Wohlbefindens dennoch freuen, weil ihm dasselbe die Möglichkeit sich zu bessern und zu bilden leichter macht als Uebelbefinden. Ob wir dieses Gefühl immer haben, möcht' ich freilich nicht behaupten, aber wir **sollen** es haben; und also, wenn es uns fehlt, zu erwerben suchen. Schlimmer steht es schon in Briefen, die ohnehin vor dem rasch hingesprochenen Wort so viel voraus haben. Ich erschrak durchaus nicht vor den „besten Wünschen" für das Wohl des Herrn und der Frau, die man aussprechen muß, denn wir sollen die besten Wünsche auch für das Wohl des größten Sünders und des langweiligsten Gesellen hegen, und auch der gehorsamste und ergebenste Diener am Schlusse fließt mir sehr leicht aus der Feder, denn so beschränkt ist Niemand, um jene Benennungen für etwas Anderes zu halten als Stereotyp-Form, die man nun einmal mitmachen muß. Auch die Hochwolgeborenheit, Excellenz u. s. w. strömen in jedem Falle rasch hin, denn wir denken uns abermals wenig dabei. Schlimmer steht es mit dem „Verehrter" oder gar „Verehrtester," und wir sollten damit nicht bloß sparsam umgehen, sondern sie nur dann gebrauchen, wenn wir wirklich so fühlen.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Indessen kann auch hier noch die traurige Entschuldigung vorgebracht werden, daß man auch dabei sich wenig mehr denke, denn wenn diese Redensart wirklich in ihrem ganzen Umfange gelten sollte, so gäbe es vielleicht in ganz Deutschland keinen Hofrath, Bürgermeister, Professor u. s. w., der nicht als ein verehrtes Haupt umherginge, und wir würden in einer Welt leben, deren Bewohner sich alle untereinander höchlich venerirten; was, wie erfahrne Leute versichern, doch nicht so ganz der Fall sein soll. Sagen wir lieber gerade heraus, daß auch wir in dieser Beziehung nicht selten gefehlt haben; das ist besser, als wenn wir uns dabei in den Modemantel der Ironie entschuldigend einwickeln wollen, denn in jedem Falle wäre doch eine Ironie der Anrede: „Verehrtester Herr Baccalaureus" eine sehr unstatthafte und traurige Ironie, die den Baccalaureus gar nicht treffen könnte, sondern lediglich uns und unsere falsche Ansicht von der Ironie.

Ist nun aber auch jene ausgesprochene „Verehrung" in der bloßen Anrede, durch den fast allgemeinen Mißbrauch ein w e n i g zu entschuldigen, so sollen wenigstens die traulichen Worte „liebster", „bester", „theuerster" u. s. w. heilig gehalten wer-

den, denn kein Herkommen kann ihren Misbrauch entschuldigen, weil kein Herkommen sie gebietet.

Endlich ist noch das Schlimmste zu bemerken, daß nämlich alle diese Andeutungen bei dem leichtsinnigen und gewöhnlichen Menschen ohne alle Wirkung vorübergehen und nur eine gewisse Gattung guter Menschen, die in trüberen Augenblicken zuweilen in moralische Hypochondrie versinken, beunruhigen könnten. Deshalb will ich herzlich ermahnend hinzusetzen: seid nur immer durchaus wahr in euch selbst; dann wird euch der Ueberschwang eurer Liebe, der sich in gesprochenen und geschriebenen Worten zuweilen offenbaren mag, wohl zu vergeben sein, da ihr doch gewiß innig wünscht, jene Leute, die ihr viel zu hoch genommen habt, möchten jener Liebe würdig werden. — Kann es aber ihnen nicht schaden? Den Befangenen und Eiteln allerdings, doch wollen wir hoffen, daß diese sich am Ende selbst fragen werden: „sind wir wol dessen werth, was der Mann uns sagt, oder gar schreibt?" und in stillen Stunden sich bessern. Der gewöhnliche Haufen aber, gleichsam die ungeheure Grundsuppe und Bodensatz der Menschen, ist so roh vergeßlich, daß er schon um deswillen alle eure überguten Reden spurlos an

sich vorbei tönen läßt. So lange ihm selbst die Ahnung von einer „Wiedergeburt" fehlt, ist ihm überhaupt schwer beizukommen. Das sei euch Trost oder mindere wenigstens jene moralische Wehmuth.

26.

Deutsche literarische Berühmtheit.

Wohlgesinnte, für Literatur empfängliche und bescheidene Menschen, besonders Frauen, richten zuweilen die Frage an mich, ob der Dichter, oder Kritiker, oder Historiker, oder Prediger A, B oder C auch wol sonderlich berühmt sey? — gleichsam als müsse ich, der alte Literarhistoriker, das wissen. Ich weiß es aber nicht, und ehe wir uns nicht über die ganze Bedeutung des Worts „berühmt" allgemein verständigt haben, weiß es eigentlich Niemand. Ich frage ferner: Wie vielen Leuten muß man bekannt sein, um das Beiwort „berühmt" oder auch „berüchtigt" zu verdienen? Darauf giebt es keine nach Zahlen bestimmte Antwort, denn sobald wir uns auf irgend eine Zahl einlassen, siegt Jeder über uns, der — den Horaz gelesen. Dieser vortreffliche Poet mußte nämlich zu seiner Betrübniß sehen, daß die Römer seiner Zeit immer nur ihre alten Dichter lobten und von den neueren wenig

wissen wollten; besonders dünkte sie Ennius und Lucilius so groß, daß ihnen die späteren dagegen nur als Knaben vorkamen. Wie seltsam! wie antideutsch! Bei uns ist es schon eine Seltenheit, wenn Jemand nur noch einen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts (Goethe und Schiller natürlich ausgenommen) in die Hand nimmt. Indessen hatte doch Horaz auch Recht, sich über jene Seltsamkeit zn betrüben, und er fragt deshalb sehr lustig, wie viel Jahre denn eigentlich nöthig seien, um einen Dichter beliebt und ehrwürdig klassisch zu machen? Ob etwa hundert Jahre genügen? „Ja." Ob aber neun und neunzig? „Auch ja." Natürlich war nun durch dieses Zugeständniß der Gegner besiegt, denn wenn er ein Jahr erlassen konnte, so konnte er auch alle erlassen, und man kam auf den innern Werth des Dichters, als auf das einzige Criterium zurück, von dem man nie hätte abgehen sollen.

In demselben Falle sind wir, sobald die Zahl der Lesenden oder Kennenden die Berühmtheit entscheiden soll. Aber auch ohne uns daran zu binden, ergeben sich gar manche andere merkwürdige Sachen. Es kann Jemand vom Brandenburger Thore bis zur Schloßfreiheit ziemlich berühmt sein,

und man grüßt ihn von allen Seiten als einen in Zeitungen wohlgelittenen Mann; biegt er aber über die lange Brücke in die Königstraße ein, so findet er schon eine kühlere Gesinnung, und vom Alexanderplatze bis zum Bernauerthore kennt ihn kein Mensch. Ist er aber wirklich auch so glücklich, in ganz Berlin gekannt zu sein, wer steht ihm für Charlottenburg, oder gar für das — durch vier Meilen entfernte Potsdam? Solche überschwenglich exaltirte Gedanken soll sich deshalb Jeder verbieten. — Und nun vollends, wenn wir auf ganz Deutschland sehen, wo ist der Dichter, der sagen kann, er sei überall berühmt? So wie fast jeder lebhafte Mensch einen Lieblingsdichter hat, so auch jede lebendige Provinz, Stadt, Flecken, zuweilen sogar auch Dorf. Hierüber fehlen uns nur leider die gehörigen Nachrichten, und es wäre wol zu wünschen, daß einmal ein gut meinender, begüterter Mann, den keine schwere Berufsgeschäfte drückten, durch ganz Deutschland reiste und überall bei der Noblesse und der Bürgerschaft, bei dem Oberbürgermeister und Hauptpastor, bei dem Bäcker und Brauer mit geziemender Bescheidenheit anfragte: „Welchen deutschen Poeten liebt ihr Theuern am meisten? und wen tragt ihr im tiefsten Grunde

eurer ohne Zweifel edlen Herzen?" — Ich bin sonst durchaus nicht neugierig, doch auf die Ergebnisse einer solchen Reise wäre ich einigermaßen gespannt.

Indessen habe ich es nicht bei Wünschen bewenden lassen, sondern selbst auf manchen kleineren und größeren Reisen herumgefragt, wobei denn seltsame Dinge an den Tag kamen. Ich kenne Städte, in denen man Goethe und Jean Paul öffentlich bewundert; im Stillen aber nur Cramer, Spieß u. s. w. las. Ich kenne andere, in denen man Goethen haßte, weil Bogatzky ihn schwerlich würde geliebt haben, wenn er ihn gekannt hätte; andere Oerter bewunderten nur Schillern und von Jean Paul war noch keine Kunde zu ihnen gekommen. In einem wohlgelegenen Flecken hielt man Tieck für einen pseudonymen Autor und schätzte Novalis als einen Mann, der in der Bergwerkskunde löbliche Schriften gestellt habe, nach denen ich jedoch vergeblich fragte. Ein gutmüthiger alter Prediger setzte mich einmal in Schrecken durch die Frage, wie es möglich sei, daß Fichte und Nicolai gegen einander gefochten hätten, da sie doch eigentlich Eines Sinnes gewesen; und ein Bürgermeister versicherte, ihn habe Friedrich Schlegels Ueber-

gang zum Mahomedanismus nicht sehr gewundert, da sich bereits Spuren von einer Hinneigung dazu in der berüchtigten Lucinde gefunden u. s. w. u. s. w.

Steht es nun so bedenklich mit der Berühmtheit, so können mich junge talentvolle Autoren ordentlich dauern, wenn sie ohne gehörige Kenntniß von Deutschland auf solchen Lohn rechnen. Nehmen wir ein Beispiel. Der fünf und zwanzigjährige Dichter (Orgon oder Damon würde Gellert sagen) hat wirklich schon einige gefühlvolle Gedichte, einen leidlichen Roman und mehrere eindringliche Recensionen geschrieben. Sein alter grämlicher Oheim selbst hat gesagt, es sei die Möglichkeit, seine kleine niedliche Cousine hat süße Thränen bei einer seiner Elegien geweint, und eine ehrwürdige Tante hat sich vernehmen lassen, hie und da sei der Neveu freilich auf gottlose Gedanken gerathen, erstaunlich erhaben aber sei er gewiß, und sie, ihres Orts, könne nur nicht recht mit. Auch die übrigen Vettern und Basen, Hausfreunde und Hausfreundinnen haben sich überaus günstig geäußert, und es vergeht keine Familienfete, wo man nicht am Ende in schöner Exaltation den jungen trefflichen Poeten hoch leben läßt. — Nun hält sich der Jüngling für berühmt

und besteigt gelegentlich die Schnellpost, um neue Triumphe zu werben. Seine Reisegefährten sind civile Leute, und er bringt deshalb das Gespräch auf sich selbst; es begegnet ihm aber das Schreckliche, daß Niemand auch nur seinen Namen kennt. Ein Student, der zwanzig Meilen weiter in den Wagen steigt, hat zwar fait von deutscher Literatur gemacht, verwechselt aber leider den gegenwärtigen Damon mit dessen seligem Großonkel, der vor siebzig Jahren blühete und durch einige gute fulminirende Bußtagspredigten Ruhm davon getragen hat. Ein geachteter Stadtschreiber, der schon lange über die verwünschten literarischen Gespräche im Postwagen verdrießlich geworden, bricht endlich völlig ungeduldig los, und indem er ungeheure Dampfwolken von sich bläst, erklärt er unumwunden, der Henker möge all das poetische Zeug lesen, was heut zu Tage geschrieben werde. Das Ziel der Reise, die Hauptstadt, soll endlich den Jüngling mit seinem Geschick versöhnen, und er zweifelt nicht, daß bei seiner Einfahrt wenn auch nicht der Thorschreiber doch der Unterofficier bei der Nennung seines Namens die Miene stiller Ehrerbietung zeigen werde; allein beide würdige Männer sind theils viel zu sehr beschäftigt, um

sich auf dergleichen Mienen einlassen zu können, theils fehlt ihnen auch die Ursache zu dergleichen, denn sie haben von Orgon oder Damon nie etwas gehört, als etwa in Quarta, wo sie Gellertsche Fabeln mit Ruhm declamirten.

Jener poetische Jüngling hat wahrscheinlich nicht einmal die Freude, am andern Tage im Intelligenzblatt sich völlig richtig abgedruckt zu finden, und er muß vielleicht mit Kummer sehen, daß sich ein unberufenes d, oder dt, oder t an seinen Namen hängt. Wahrhaftig, es ist gar wohl der Mühe werth, auf einen Augenblick bei diesem Ungemach zu verweilen, denn es kann zuweilen in's Große gehen. Jeder Mensch hat seinen Namen lieb, und es ist uns widerlich, wenn Andere mit demselben spielen, weshalb wir auch Goethe's Unwillen über Herder's Neckereien vollkommen begreifen. Ja, uns ist schon eine nachlässige Behandlung desselben fatal, besonders wenn sie durch den Druck gleichsam sanctionirt in tausend Exemplaren, oder, sollten etwa neunhundert neunzig Makulatur werden, doch in zehn — auf ewige Zeiten fortlebt. Ein berühmter leipziger Gelehrter des siebzehnten Jahrhunderts, Carpzovius, nahm nie einen Brief an, auf dessen Umschlage sein schwerer Name auch nur mit Ei-

nem Buchstaben falsch geschrieben war, selbst dann nicht, wenn er mit ziemlicher Gewißheit vorher sagen konnte, daß der Brief ihm etwas Angenehmes mittheilen werde. Deshalb soll man die Leute glücklich preisen, deren Name kaum falsch geschrieben werden **kann**, z. B. Richter, Schiller und ähnliche.

Nun lasset den Jüngling endlich schon ein wenig angegriffen zu Gelehrten, Kritikern und in größere Gesellschaften gehen: — es wird ihm wenig Ruhm gespendet werden. Die meisten haben ihn nicht gelesen, oder nehmen sich Zeit und verlangen erst wenigstens vier und zwanzig Recensionen, ehe sie sich dazu anschicken, es müßte sonst sein, daß in irgend einer kostbaren Zeitung gestanden hätte, in dem Buche werde prächtiger Scandal vollführt. So etwas reizt und lockt noch ziemlich. Andern haben die Schriften des Jünglings nicht sonderlich behagt, und sie halten es für eine Gewissenssache, etwas grob gegen ihn zu sein; Andere haben ein mäßiges Vergnügen an ihm gehabt, mit siebartigem Gedächtniß jedoch Alles wieder vergessen; Andere endlich mögen seine Sachen leiden und erinnern sich auch noch, können es aber nicht über's Herz bringen, ein Lob auszusprechen. Nur Wenige sprechen zu ihm vertraulich, liebevoll, er-

munternd, belehrend. — Ueberhaupt ist es gar seltsam, daß manche wahrhaft berühmte Autoren nicht gern sehen, wenn um sie herum einige neue Leute auch berühmt werden. Es ist, als nähmen sie an, Deutschland habe immer nur eine bestimmte Quantität Ruhm, gleichsam eine Anzahl Goldstücke, auszutheilen, weshalb sie fürchten, man werde ihnen nehmen müssen, wenn man Anderen giebt. So kommt der arme junge Mensch fast überall zu kurz, und es ist zwar nicht sehr sittlich und nicht artig, doch auch nicht unerhört (oder vielmehr ungehört), wenn er sich bald mit einem „hole euch der Kukkuk" echaufirt wieder auf den Rückweg macht, um zu dem anerkennenden Oheim, der protegirenden Tante und der süß lächelnden Cousine zurück zu kommen.

Leiden aber bloß die jungen Leute? Ach nein! die vielleicht am wenigsten, denn die Hoffnung steht ihnen überall zur Seite. — Weit Uebleres haben die alten Berühmten zu ertragen. Hier tritt nämlich fast überall das poröse Gedächtniß der meisten Deutschen in das Spiel, nebst den ungeheuersten maaßlosen Anforderungen an die berühmten Autoren, wenn sie berühmt bleiben wollen.

Von der Löwin — schon Lessing erinnerte

daran — verlangt man nur Ein Junges, aber von einem deutschen Dichter unzählige *) und selbst ein anerkanntes Meisterwerk, vor dreißig Jahren geschrieben, ist heute kaum mehr vorhanden. Jede versäumte Messe wird ein paar Quadersteine aus des Dichters Ruhmestempel losbröckeln, bis endlich nach einem Jahrzehnt oder höchstens nach zweien der ganze Bau in Trümmer zerfällt. Dann kommen die gutmüthigeren Literarhistoriker und erzählen ihren staunenden Schülern, was hier einst für ein stattlicher Tempel gestanden, und weshalb man ihn errichtet habe. Es ist schon viel, wenn die jungen Leute nunmehr mit einigem Respect an den Trümmern vorüber gehen, und nicht etwa gar noch ein Spottlied dazu singen, das auch der Seichteste machen kann.

Doch wir wollen uns wahrhaftig nicht traurig machen, sondern wohl erwägen, daß wir uns nur auf einen höhern Standpunkt zu stellen brau-

---

*) Dabei findet sich jedoch nicht selten die Inconsequenz, daß man auch dem trefflichsten Schriftsteller, selbst so lange er noch Treffliches schreibt und sich durchaus nicht ausgeschrieben hat, den Vorwurf macht, er schreibe zu viel! Auch der Reichste soll sich sehr ökonomisch zeigen! —

chen, um all dies Ungemach zu verscherzen und zu bescherzen. Jenen Standpunkt habe ich schon in früheren Aufsätzen angedeutet; hier wollte ich nur schlicht referiren, daß es in Deutschland wirklich nicht selten also zugeht.

Es ist ohnehin nicht wohlgethan, sich über dergleichen Seltsamkeiten, die schon zu Alltäglichkeiten geworden sind, sonderlich zu grämen, und es war mir deshalb gar wohl erlaubt, wenigstens einen Theil dieser verwickelten Sache in ein scherzendes Bild zu verwandeln; doch stelle ich nicht in Abrede, daß dieser Scherz auch eine recht ernste Rückseite hat.

27.

Die Anti-Quixoten und noch Schlimmere.

Der sinnreiche Edle Don Quixote sah bekanntlich einmal Windmühlen für Riesen an, und da er sie wirklich für dergleichen überstarke, ungeschlachte Leute hielt, und dennoch furchtlos den Kampf mit ihnen begann, so ist ihm derselbe fast eben so hoch anzurechnen, als wären es in der That die gefährlichsten Giganten gewesen. Indessen lachen wir doch Alle darüber und ich gewiß recht herzlich mit, weil der Ritter bei seiner trefflichen Gesinnung versäumt hat, sein Anschauungsvermögen genugsam auszubilden. Ein solches Lachen aber ist ohne Zweifel ein sehr angenehmes, und zu demselben gelangen wir selten, da in der wirklichen Welt eine Menge von Anti-Donquixoten vorhanden sind, welche die wahrhaftigen und noch dazu wohlgesinnten Riesen für Windmühlen halten und als solche

nicht besonders hoch schätzen. Steigern diese Menschen ihre Perversität, so werden sie auch zu Anti-Pygmalionen und verwandeln die lebendige Gestalt in Stein, oder gar — es ist gräßlich zu sagen — zu tückischen Antichristen, die den Wein in Wasser verkehren möchten.

28.

Zur Charakteristik des Herzogs Albrecht von Preußen.

In unserer Zeit hat, wie bekannt, fast Niemand Zeit, dem Andern die Zeit zu bieten (d. h. einen guten Morgen oder gute Nacht zu sagen), und doch ist wieder keine Zeit so sehr mit der Zeit geplagt oder auf die Zeit versessen (d. h. auf die Gegenwart und zwar die purste und deshalb meist misverstandene allergegenwärtigste Gegenwart) wie die unsrige. Und vollends Dank zu sagen! Dazu hat man sich auch in andern Zeiten selten Zeit genommen, denn danken soll, so höre und lese ich häufig, ein unbequemes Geschäft sein. Das finde ich nun gar nicht, und ich möchte z. B. hiedurch dem wackern Johannes Voigt für seinen Aufsatz: „Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Wesen seiner Zeit" in dem inhaltschweren „historischen Taschenbuch für 1831 von Friedrich von Raumer"

recht innig danken. Ich darf wohl sagen, daß ich die Männer, welche hier an den trefflichen Herzog schreiben, so ziemlich kenne, auch habe ich, wie billig, längst gewußt, daß der treffliche Herzog ihnen günstig war; was er aber ihnen antwortete und wie er gegen sie handelte: darüber fehlte eine genaue Auskunft. Wir wissen Alle auf's Haar anzugeben, welche Personen und Geschenke — sehr sonderlich waren sie eben nicht — der reiche Ludwig XIV. den Gelehrten und Dichtern gab, die ihm besonders wohl gefielen, weil sie ihn lobten, denn darüber finden wir überall die genaueste Rechnung abgelegt. Wie könnten wir auch ruhig schlafen, wenn wir so etwas nicht wüßten? Was aber der edle, wenig begüterte Albrecht für wackere deutsche Männer that, die ihn meistens nie öffentlich lobten und nur mit großer Mäßigung loben durften, das habe ich erst durch den angeführten Aufsatz genau erfahren. Früherhin vernahm ich nur, es habe sich der Fürst gar löblich gegen Luther, Melanchton u. s. w. benommen und sei überhaupt den Gelehrten günstig gewesen; jetzt aber kenne ich ihn vom Scheitel bis zur Ferse in allen seinen Wurzeln und Adern, und er steht vor mir als einer der reinsten und bedeutendsten Charaktere, welche

die deutsche Geschichte mit Liebe und Verehrung nennen soll. Diese würdige Lernbegierde, diese reine Bescheidenheit, diese großartige Freigebigkeit bei begränztem Vermögen, dieses freundliche Eingehen in die Wünsche der Bittenden, diese liebenswürdigen Erkundigungen, wie er wol am besten sich dankbar beweisen könne gegen die, welche nicht baten, diese Geduld bei seltsamen unausführbaren Bitten u. s. w. dies Alles stellt ihn uns so hoch, daß ich dagegen nur mit einigem Lächeln an den mit Weihrauch ganz umhüllten Mäcenas denken kann, der ja ohnehin bei kränklich zarter Bildung in seinen poetischen Schützlingen nur die Beschwichtiger seiner Todesfurcht lieben mochte*).

Wir haben Alle oft genug und bis zum Ueberdrusse in Ankündigungen gelesen, das Buch „So und so" befriedige ein großes Bedürfniß des schmachtenden Publikums und fülle eine traurige Lücke in unserer Literatur auf die anmuthigste Weise aus. Als dergleichen Redensarten noch neu waren, fragte

---

*) Es ist sehr merkwürdig, daß auch Shakspear den Mäcenas mit einiger Ironie behandelt hat. (S. Antonius und Cleopatra.)

sich der redliche deutsche Leser im Stillen: „Hab' ich wirklich jenes schmerzliche Bedürfniß gefühlt? — und hat mich die Anschauung jener Lücke, oder (um das unangenehme Wort nicht zu oft zu gebrauchen) jenes aufklaffenden literarischen Spalts wirklich sehr betrübt? Ich kann es eben nicht sagen; da ich mich aber hätte betrüben sollen, so will ich, so sauer es mir auch ankommt, das Buch gleich kaufen, um nur schnell genug allen Parteien genug zu thun." — So war es einst, jetzt wirkt das Gerede von Bedürfniß, Lücken u. s. w. nicht viel mehr, weil es sich oft genug gezeigt hat, daß weder von einem Bedürfniß, noch von einer Lücke die Rede sein konnte. — — Hier, bei dem bezeichneten Aufsatz, ist das schöne Gegentheil der Fall: der Autor befriedigt wirklich ein wahres Bedürfniß und hilft auf die gründlichste und angenehmste Weise einem Mangel ab, den wir schmerzlich empfanden. Hat aber der Verfasser über sein Verdienst geschwiegen, so wollen wir nicht davon schweigen, sondern anerkennen und für die erfreuliche Belehrung danken.

Aber was ist es nun mehr mit einem solchen Dank? — gerade dieser Umstand, daß einige Leser vielleicht so fragen können, zeigt eben, wie matt

und satt ein Theil des Publikums geworden ist, und wie sehr wir zu streben haben, daß auch in dieser Hinsicht eine bessere Zeit hervorgehe. Nur der Tod ist kalt; das Leben ist lebendig und warm.

29.

Ein wenig gekanntes Wort Ludwigs XIV.

Wenn menschliche Uebermacht und Schlauheit allein entscheidend siegen könnte, so hätte Ludwigs XIV. Ministerium noch weit häufiger über Oestreich und Deutschland überhaupt siegen müssen, denn in der genannten Hinsicht war er allerdings meistens überlegen. So aber sind seine Siege fast immer nur als halbe zu betrachten, denn wenn die Noth für Deutschland am größten war, so trat immer ein günstiger Umstand hülfebringend für den Kaiser Leopold I. ein. Es ist merkwürdig, daß der König von Frankreich, so sehr er sich auch mit geistiger Ueberlegenheit schmeichelte, so oft er auch siegte, und so sehr seine Eitelkeit bei den süßen Weihrauchwolken, in denen er lebte, wachsen mußte, dennoch stets in Leopold einen zwar hart geprüften, doch am Ende immer auf eine ganz unerwartete Weise vom Geschick begünstigten Fürsten sah. Wir haben ein merkwürdiges Wort von ihm, das, wie leichthin es auch gesprochen zu sein

scheint, dennoch seine Ansicht deutlich zeigt. Als ihn nämlich einmal einige seiner Generale versicherten, es sei Alles so wohl veranstaltet, daß es den Kaiserlichen ganz unmöglich fallen werde, in Italien einzubrechen, erwiederte er: Je ne crains qu'une chose, l'Empereur a toujours un miracle dans la poche. Wir brauchen uns nur über das Wort „Wunder" zu verständigen, so werden wir auch dem Könige Recht geben müssen, denn in der That darf man es wunderbar nennen, daß immer, wenn es damals für Oestreich und Deutschland am allerschlimmsten stand, eine kaum erwartete Hülfe schon unterweges war und immer noch zu guter Letzt den Ausschlag gab. — Man hat sich oft über die vielen Siege Ludwigs gewundert; ich möchte mich eher wundern, daß es nur so wenige waren; ja wenn ich den unsäglich traurigen Zustand Deutschlands in den Jahren 1674 und 75, 1679 bis 84 und ähnliche üble Verhältnisse erwäge, so erreicht die Verwunderung den höchsten Grad, daß Frankreich nicht weit mehr erreichte, als es wirklich erreichte, und man möchte dann allerdings mit Ludwig sagen: l'Empereur a toujours un miracle dans la poche.

30.

Zeitkürze und Zeitlänge.

In der Jugend geht die Zeit sehr schnell aber auch sehr langsam hin. Das Letztere geben wir zwar in der Jugend nur beim Schlusse eines Zeitabschnittes zu, z. B. eines Monats oder gar Jahres und auch nur nach langer Ueberlegung; im raschen Leben selbst würden wir es nie einräumen. In den Jahren 1795 bis etwa 1798 erschien mir jeder Tag wie eine Stunde; aber am Sylvestertage dünkte mich das zurückgelegte Jahr wenigstens ein Quinquennium, ja die Jahre 1799 bis etwa 1803 wie ein Jahrhundert, da ich in denselben die Momente erlebte, die über das ganze innere Leben entscheiden, und über das „Woher?“ und „Wohin?“ Auskunft geben. Seitdem geht die Zeit nur schnell hin, mit jedem Jahre schneller, und das Leben gleicht einer langen Allee, in der keine Abwege mehr zu besorgen sind. Ich fürchte, die Schnelligkeit werde zuletzt so groß werden, daß der

Datum-Zeiger, vielleicht sogar der Stundenzeiger an der Lebensuhr ganz zerbrechen werde, und nur Minuten und Secunden erscheinen. Möge nur auch die Stunde des Todes zu einer raschen Secunde werden, oder noch besser: sich in jenen geheimnißvollen Schleier hüllen, der den Augenblick der Geburt umgab.

31.

Ein Wort von und über K. Joseph I.

Es giebt unscheinbare, wenig bekannte Anekdoten, die aber bekannt zu sein verdienten, weil sie ein Licht über welthistorisch wichtige Charaktere und mithin über die Zeit derselben werfen.

Jedermann kennt die Unähnlichkeit zwischen dem Kaiser Joseph I. und seinem Vater Leopold I. Während der acht und vierzigjährigen Regierung des Letztern war jedes philosophische Urtheil, was außerhalb der Kirchendogmatik hervortrat, streng verpönt gewesen, aber der jugendliche Joseph strebte nach nichts so sehr, als nach höchster Urtheilsfreiheit. Die Frage: ob nicht sein leichter Sinn mitunter in Leichtsinn überging, ist vielleicht nicht ganz zu verneinen, doch dürfen wir nicht in Abrede stellen, daß er die meisten Habsburgschen Fürsten (bis auf den gemüthreichen Joseph II.) an Strebens-Weite übertrifft. Und nun denke man sich dieses jugendliche, überkühne Talent

als deutschen Kaiser im Jahre 1705 bis 1711!! Welch' eine Stellung zu den Geistlichen, besonders zu den Jesuiten! und zu manchen in alten Formen erstarrten Vasallen seines Hofes! Möge er immerhin durch allzurasche Schritte und vielleicht übermüthige Reizungen selbst das Misverhältniß gesteigert haben; in den meisten Fällen werden wir ihm doch beistimmen und das Gefährliche seiner Stellung beklagen.

Von den Tugenden seines Vaters hatte er besonders die Wohlthätigkeit ererbt; doch zeigte er eine größere Umsicht in der Ausübung derselben.

Eines Tages, als er eben in der Mitte seines glänzenden Hofes zur Jagd fahren wollte, drängte sich eine arme Officiersfrau zu ihm heran, umfaßte seine Knie und klagte ihm laut weinend ihre Noth. — Wir Neueren sind freilich an solche Scenen durch eine Menge von Dramen gewöhnt, aber in der damaligen Zeit, da die Kaiser völlig umstellt waren, wo in den Vorzimmern derselben nur Grafen sich aufhalten durften und in ihrer Nähe nur sehr selten ein klagender Herzenslaut aufkommen durfte, war ein solcher Auftritt ganz unerhört, weshalb auch die umstehenden Cavaliers die arme Frau „wegstoßen" wollten. Aber Joseph

verhinderte diese Härte, und sprach: „Lasset sie, sie ist ein armes betrübtes Weib, ich will hören, was sie will. Wer weiß, wenn Du in solchen Nöthen wärest und keine andre Gelegenheit mit mir zu reden hättest, ob Du mich nicht gar beim Kopfe nähmest.“ (S. „Josephs des sieghaften Röm. Kaysers Leben und Thaten“ u. s. w. Köln 1712.) In welcher Lage mußte Joseph zu sein glauben, wenn er selbst im halben Scherz Worte wie die: „beim Kopf nehmen“ aussprechen mochte! Wie dem auch sei; sein Muth blieb immer derselbe, und seine Plane waren stets groß zu nennen; der größeste von allen aber war: die Rechte auf das alte Italien wieder geltend zu machen. Ein Stein, den man auf ein Thor zu Comachio setzte mit der Ueberschrift: „Josepho Imperatori antiquae Italiae jura repetenti“ sprach unumwunden aus, daß er m e h r wollte, als selbst Rudolph von Habsburg gewollt und wollen zu d ü r f e n geglaubt hatte.

32.

Müssen wirklich alle Menschen sterben? und warum?

Und wenn es auch der halben Welt als eine Thorheit auffiele, ich muß es dennoch sagen: sehr viele Menschen, ganz im Irdischen ertrunken, denken nie an den Tod und noch mehrere vermögen, selbst wenn sie sich anstrengen, den Gedanken nicht wahrhaft zu ergreifen, und lassen ihn deshalb schnell wieder fahren, gleichsam als hätten sie in eine verzehrende Flamme oder in lebenerkältendes Eis gefaßt. Endlich giebt es auch noch einige, die wenigstens nicht vollständig glauben, daß sie sterben werden. Wenn auch tausende zu ihrer Rechten und zehntausende zu ihrer Linken starben; sie selbst sind doch bis jetzt verschont geblieben, warum nicht auch in Zukunft? Das ist nun freilich unendlich lächerlich, aber auch unendlich ernsthaft. Auf welchem Standpunkte steht die bei weitem größere Mehrheit der Menschen? Entweder auf dem

falsch (d. h.) platt realistischen oder falsch, d. h. schattenähnlich ideellen Standpunkte, oder auf einer versuchten Vereinigung beider. Auf dem ersten Standpunkte ist der Mensch eine Maschine, mithin freilich höchst wahrscheinlich, daß sich eine solche zuletzt abnutzen, d. h. sterben müsse. Aber auch nur wahrscheinlich, nicht gewiß. Denn wenn es auch dem Menschen unmöglich ist, eine Maschine zu bauen, die als perpetuum mobile gelten mag, so kann es doch vielleicht der liebe Gott, an den ja auch solche halb und halb beseelte Maschinen gern glauben. Sind nun auch bereits Milliarden zerbrochen, so folgt doch daraus nicht, daß die Milliarden und erste, etwa die des Cajus, auch zerbrechen müsse. Vielleicht ist gerade dem lieben Gotte diese Maschine am besten gelungen. — Wie auf dem oben angedeuteten falsch ideellen und dem Identitäts= oder Indifferenzstandpunkte der Tod erscheine, kann Niemandem, der sich irgend einmal mit der Geschichte der Philosophie beschäftigte, unbekannt sein; den guten Laien aber und guten Laiinnen würde eine ausführliche Auseinandersetzung hier vielleicht nur lästig sein. Das will ich nicht risquiren, sondern nur kurz bemerken, daß auch auf dem Standpunkte des Laien der Tod nur

im höchsten Grade wahrscheinlich ist, denn selbst dieser metaphysische Laie wird einräumen müssen, daß bei diesem Erfahrungssatze keine vollständige Induction möglich ist.

Wo wäre nun aber wol der wahre **Beweis**, daß alle Menschen sterben müssen, zu finden? Lediglich in der Religion, und zwar, wenn uns dieses Element durchdrungen hat und wir in ihm leben, in dem kurzen, einfachen, aber den eigentlichen Mittelpunkt treffenden Spruch: „der Tod ist der Sünden Sold.“ Hier allein ist die entscheidende Gewißheit zu finden, nur die Sünde hat dem Tode die Kraft gegeben, uns aus dem Leben herauszureißen, denn es ist bereits durch dieselbe angerissen. Wer ohne Sünde wäre, könnte nie sterben, denn wie möchte der Tod sich an ihn wagen? — Geben wir deshalb nur wahrhaft zu, daß Christus ohne Sünde war, so ahneten wir schon das Centrum unserer Religion. Deshalb ist aber auch der Sünder schon von Natur sterblich, und nur die Gnade ist es, die ihm Ewigkeit gewährt, weil sie selbst ewig ist.

Es ist möglich, daß sich hundert und wieder hundert Leser in dieses Fragment gar nicht finden können, und deshalb das alte Lied von Mystik,

Schwärmerei u. s. w. anstimmen werden. Da dasselbe jedoch hier völlig ins Leere gehen, mithin unersprießlich und unerquicklich sein würde, so wäre es nur verschossenes Pulver, oder, wie ich mich gern kurz ausdrücke, es hätte nichts auf sich. Nähere Betrachtung, besonders in schlaflosen Nächten, würde jene Leser schon weiter führen, so daß sie nach Jahr und Tag völlig einig mit mir würden.

Ohnehin giebt es gewiß noch weit mehrere Leser, die bei diesem Fragmente sagen werden: „das wußten wir längst; wozu das Aufheben?" Diese sind mir höchst willkommen, und ich wiederhole gern: Es sollte billig darüber kein Streit mehr walten können.

33.

Zwei Worte über den Umgang mit — Lesern und Kritikern.

Knigge hat ein berühmtes Buch über den Umgang mit Menschen geschrieben, in welchem er dieselben wie Kraut und Rüben, oder, wenn man lieber will, wie Arzneien betrachtet und rangirt. Genutzt können sie freilich alle werden, aber, wie bekannt, auf sehr verschiedene Weise, und es ist zweckmäßig, wenn auch die psychologischen Apotheker an diese wandelnden menschlichen Medizinflaschen gleichsam einen Gebrauchzettel heften, wie viel Tropfen zu nehmen seien, ob in Wasser oder Wein, ob vor Tisch oder vor Schlafengehen. Selbst die jetzt aus der Mode gekommene Bemerkung „dreimal wohl umgeschüttelt," könnte in der angegebenen psychologischen Hinsicht ihr Gutes haben. Wenn aber der Autor jenes berühmten Buchs eine beträchtliche Reihe von unangenehmen Leuten namhaft gemacht, mit denen man zuweilen umgehen muß, wenn er

sogar der Geizigen, Neidischen und ähnlichen fatalen Gesindels nicht vergessen hat, so müssen wir doppelt nachdrücklich rügen, daß er zwei in mancher Hinsicht sehr schätzbare Gattungen von Menschen überging, mit denen zwanzigtausend Deutsche (so viel Schriftsteller zählen wir jetzt) conversiren müssen. Ich meine — die Leser und die Kritiker. Wie soll man mit denen umgehen? Die Antwort auf diese Frage wird sich wol am sichersten ergeben, wenn wir zuschauen, wie man gewöhnlich mit ihnen verkehrt. Manche heutige Schriftsteller machen gar keinen Unterschied mehr zwischen Lesern und Kritikern, und denken sich jeden Leser gleich von vorn herein mit der Recensentenmiene angethan und mit der Recensentenfeder bewaffnet. Diese fixe Idee macht die Autoren verlegen und sie wählen nun nach ihrer Individualität irgend ein Mittel, durch das sie sich in Vortheil zu setzen hoffen. Einige thun ausnehmend vornehm und ministeriel. Das Publikum, so meinen sie, bedarf ihrer, und es ist schon viel, wenn sie ihm gnädige Audienz bewilligen. Zuweilen läßt man es auch im Vorsaal warten, und es muß noch danken, wenn es endlich einmal hereintreten und den Orakelsprüchen zuhören darf. Ein paar

Jahre kann dergleichen gut gehen, dann aber werden die Leser verdrießlich und denken: „So viel Umstände mache ich nicht länger; bei dem und dem habe ich es doch bequemer, und ich will hinfort bei ihm einkehren.“

Ein treffliches Mittel der Autoren, sich interessant zu machen, ist die Einhüllung in etwas Geheimnißvolles. Dieses wurde besonders in früherer Zeit geübt und und ich erinnere mich noch aus meinem Knabenalter, daß ein Schriftsteller großes Aufsehen machte, weil er durch den Druck sehr ernsthaft verkündigt hatte, er sei gewissermaßen der Abgeordnete von tausend Damen, die ihm den Auftrag gegeben, die gekränkten Rechte des schönen Geschlechts zu vertheidigen, weshalb er auch bei Allem, was er schreibe, gleich von vorn herein tausend Pränumeranten habe. Dieser Schriftsteller war freilich gar nicht sonderlich, denn er hatte sogar mit der deutschen Grammatik sich gänzlich überworfen; allein da er so arg fluchte und schwur, er sei wirklich eine wichtige Person, und man solle ja égard für ihn haben, so gingen seine literarischen Angelegenheiten ein oder zwei Jahre doch so ziemlich, endeten aber dann auch desto kläglicher.

Leiser und klüger trat dagegen ein an sich un-

bedeutender Romanschriftsteller auf, der den deutschen Lesern sich selbst noch viel interessanter zu machen wußte als seine Erzählungen, denn er brachte es dahin, daß Niemand aus seiner Person klug werden konnte. Er veranlaßte Einige zu der Vermuthung, er sei ein französischer Marquis; Andere, es stehe ein spanischer Graf; Andere, der natürliche Sohn eines Prinzen da; er selbst aber sagte zu allen diesen Conjecturen weder ja noch nein und wurde dadurch nur noch anziehender. Vielleicht war er gar ein Verfolgter, und hätte er nur diese Ansicht überall verbreiten können, so wäre sein Spiel gewonnen gewesen. Mitleidig sind die Deutschen, und wenn Du ihnen den Glauben beibringen kannst, Du seiest mit großer Mühe aus den Händen der spanischen Inquisition oder aus algierischer Gefangenschaft entsprungen, so kannst Du so schlecht schreiben als du willst, man wird Dich und Deine Sachen doch lieben.

Betrachten wir aber nun einige Arten, wie man ohne alle dergleichen in's Große getriebene Mystification des Publikums mit demselben umgeht. Jeder Schriftsteller will Leser erwerben und sie sich zu Freunden machen, darin hat er ohne

Zweifel Recht, aber er stellt sich dabei mitunter gar wunderlich an.

Einige Schriftsteller behandeln ihre Leser, ohne es eben zu wollen, als überaus beschränkte Leute, oder wie kranke Hospitalfrauen, denen man eine Sache gar nicht deutlich genug machen kann. Hat der Autor etwa kühn behauptet, daß einige Menschen kein sonderlich gutes Herz haben, so wird ihm plötzlich bange, man könne ihn misverstehn, und er setzt sogleich hinzu, er rede nur von einigen, und er zweifle durchaus nicht an entschieden edlen Seelen, ja der Leser sei vermuthlich selbst eine solche, so wie er, der Autor, seines Orts desgleichen. Erzählt er von einem Oberconsistorial= oder Obersteuerrath, so weiß er dem Leser zu insinuiren, das sei beträchtlich mehr, als bloßer Consistorial= und Steuerrath, auch wagt er nicht, von einem Minister zu reden, ohne die Excellenz gleich beizufügen.

Diese Ueberhöflichkeit und Ueberdemuth ist jedoch fast überall längst mit Tode abgegangen; leider aber können wir dafür nicht von der Geburt der wahren Höflichkeit und Bildung Nachricht geben. Es hat sich nämlich statt derselben eine gewisse ungeniale Grobheit, Vagabundenton und Zigeunermanier

häufig blicken lassen, und leere hohle Jüngelchen, mit kleinen kritischen Kinderäxten bewaffnet, machen viel unharmonisches Geräusch, so daß es sogar Leser giebt, die sich nach der überhöflichen Vergangenheit zurücksehnen. Wahr ist's: Nur der höchsten Genialität kann eine gewisse Barschheit, ja sogar Grobheit verziehen werden; der Ungebildete soll entweder gar nicht reden, oder doch unendlich höflich; ja es wird nicht übel sein, wenn er zuweilen um Verzeihung bittet, daß er zu existiren wage, ohne die eigentliche Existenz zu begreifen.

Ganz besonders widerlich sind die Recensenten, die wie Holzdiebe von der Schänderei edler Bäume leben, und dabei das Publikum glauben machen wollen, sie könnten selbst etwas Tüchtiges hervorbringen. Fragt dann der Leser: „was hast Du denn zu Tage gefördert, und zwar aus Deiner eigenen Brust?" was bekommt er dann zu sehen? Elende Sudeleien, für die unsere alten edelderben Maler die käferartig kecken Leute auf die Finger geschlagen haben würden, traurige Zeichen des ästhetischen Eunuchismus, der sich aber eben deshalb in der Kritik desto bocksartiger gebehrdet, oder er hört ein lästiges Sperlingsgezwitscher und unartiges Kälbergeblök. — Wir wollen uns dabei

nicht länger aufhalten, doch mag es immer gut sein, schwächere Leser, denen wol gar der Lärm einiger recensirender Tagesschreiber imponiren könnte, aufmerksam zu machen, mit welchem Troß er zu thun habe, und daß er am besten thue, vor solchen Tabagien gelassen vorüber zu gehen.

Fast könnte es mich gereuen, auch nur diese wenigen Worte über jenen lauten Schwarm gesprochen zu haben, doch wollen wir bedenken, daß ja selbst Shakspear einem Parolles und Pistol ganze Blätter gewidmet hat. Indessen waren diese alten Gesellen freilich viel witziger als so manche neue; deshalb verdienen diese auch nicht, mit Namen genannt zu werden.

34.

Etwas mehr als mittelmäßig.

Ich kann schlechte, sehr schlechte, außerordentlich schlechte Bücher lesen, ohne mich im mindesten zur ernsten Polemik dagegen aufgefordert zu fühlen, denn ich weiß sie mit einer — ich darf wohl sagen: gutmüthigen Ironie zu genießen; ja indem ich mir klar mache, was die Verfasser eigentlich gewollt und nicht erreicht haben, überfällt mich eine gewisse lustige Wehmuth (verzeiht das Wort), der ich zuweilen den Zutritt verstatte. Selbst mittelmäßige stilleinlullende Bücher weiß ich auf diese Weise zu genießen, indem ich sie unter dem Brennspiegel der Ironie gleichsam trocknen lasse, sie, die an sich feuchten und wässerigen. Was aber zwischen dem Mittelmäßigen und Guten liegt, kann ein eignes Mitgefühl erregen, das Halbwahre, das Dreiviertelwahre. So habe ich z. B. so eben mit einem unangenehmen Gefühle „die Erbin von Brügge“

von Th. Colley Grattan aus der Hand gelegt, einen Roman, an dem, wenn man Lust hat, sich Vieles loben läßt: gute Vorstudien, treffliche Kenntniß einzelner Geschichten, genaue Beschreibung des Aeußerlichen, auch eine leidliche Hand voll Innerliches, hübsche Situationen, Scenerie, wohlgeweifter Styl, Langathmigkeit ohne engbrüstige Hast u. s. w. Ueberall ist das edle Streben sichtbar, Charaktere zu bilden, und es gelingt auch bei einigen, die der Verfasser in den Hintergrund stellt, d. h. bei allen tadelnswürdigen und unter dem Streiflicht des Komischen stehenden Personen. Nur wenn er uns besondern Respect und Liebe abfordert, z. B. bei Theresen und Lambert Boonen (Bassenvelt), oder wenn er darauf ausgeht, fantastische Interessantheit darzustellen, z. B. bei Beatrice, gelingt es ihm nicht. Man sieht die Anstrengung, mit der er den Bogen spannt, und der Pfeil fällt matt zur Erde nieder. Der Poet giebt Siebenachtel-Charaktere und ruft, ohne es zu wollen, den polemischen Scherz auf, der dann das fehlende letzte Achtel füllt. Er will überall höchst gesichert erscheinen, ist es aber nicht und verliert dadurch alle Harmlosigkeit, weshalb er auch bei allem Haß gegen die Pedanterie doch zuweilen wahrhaft pe-

dantisch wird. Wahr ist nur, was im Nothfall die höchste Feuerprobe des Lächerlichen ertragen kann; aber dieses Buch und ähnliche mögen nicht einmal den Streiflichtern der Ironie begegnen. Selbst ein Gozzi'scher Truffaldin, wenn wir uns denken, er liefe in das Buch hinein, würde hinreichen, es aus seinen Angeln zu heben; ein Shakspearscher Narr aber würde das ganze Verhältniß zwischen Beatrice und Bassenvelt (Boonen) durch ein paar tüchtige und gleichsam welthistorische Witze vernichten können. Daran ist besonders die große Gunst Schuld, in der jene Personen bei dem Verfasser selbst stehen, eine Gunst, die bis zur höchsten Parteilichkeit geht. Der ächte Dichter schaut in seliger Ruhe, wie von einem leuchtenden Gipfel, herab auf seine Personen, die sich im Thale bewegen, und, in so weit der arme Mensch die Gottheit nachahmen kann, lässet er seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und regnen über Gerechte und Ungerechte. Grattan aber — (ich wiederhole, der Schwachen wegen, daß ich sein Erzählertalent sehr zu schätzen weiß) — schwingt mit übertriebener Lust die Geißel über seine schlimmen Leute, und ist nicht wenig verliebt in die romantischen. So etwas kann man dem alten Cervantes nicht nachsagen; Der

hat aber dafür voraus, daß sich die Leser gern in seine edlen romantischen Personen verlieben, und das ist doch immer die Hauptsache.

Glaube ja Niemand, als hätte ich es gerade auf Gratton gemünzt, im Gegentheil setze ich hinzu: er hat doch manchen Ersatz für seine Fehler. Aber ach! wie Viele sündigen wie er, und stärker wie er, und haben gar nichts zu unserer Beschwichtigung zu bieten.

35.

Eine väterliche Ermahnung.

In manchen Gegenden Deutschlands habe ich oft von gutmüthigen armen und bis zur Schüchternheit bescheidenen Menschen, wenn etwa einer ihrer Söhne einen aufstrebenden Geist zeigte, an letztere die halb wehmüthige, halb bittere Ermahnung richten hören: „Danke Gott, daß Du das Leben hast!" — Das sollen wir allerdings immer, denn das Leben ist das Geschenk aller Geschenke; doch nur durch die Idee, in der wir leben, kann es Würde erhalten. Wie jenes Wort gewöhnlich ausgesprochen wird, heißt es ungefähr so viel: Wolle nichts als das Alltäglichste, denn Du bist doch einmal eine ohnmächtige Person, arm und dürftig in allen Verhältnissen, wie es Dein Vater und Großvater war, und möchtest Du gern weiter, so spinnst Du nur Herzeleid Dir, wirst ausgelacht, und fällst am

Ende, wenn die Erhitztheit in Mattigkeit übergegangen ist, in die Hand des — Arztes, wobei wenig Freude ist. „Sieh Du wohl zu, mir mocht's nicht glücken; wollt' ich hindurch, ich mußt' mich bücken," ist eine gar feine Regel, und man bleibt dabei wenigstens am Leben. Besagtes Leben hat nun freilich eine Menge Plackereien bei sich, ist auch selbst eine Plackerei; beträgt man sich aber nur immer außerordentlich höflich, so lassen uns doch am Ende die Leute zufrieden, und man kann, ohne gegen die bürgerlichen Gesetze anzustoßen, des Abends ganz still, (denn Reden ist oft unbequem und gefährlich) ein gutes Glas Bier zu sich nehmen. Zuletzt stirbt es sich doch auch um so bequemer, je weniger man an geistigen und irdischen Gütern hinter sich läßt, und vielleicht hat keine civilisirte Nation so viele Grabschriften aufzuweisen, in denen es heißt: „er starb alt und lebenssatt," als die unsrige. Zwar sagt schon Gellert, ihm wende sich bei diesen Worten jedesmal das ganze Herz um; allein so ein guter Mann er war, ein Poet war er doch leider auch, und wenn von der wirklichen Welt die Rede ist, sollten die Poeten doch ja still seyn — u. s. w.

So dürfen wir leider jene Ermahnung nicht

selten übersetzen, und welch ein Gefühl muß sich unserer bemächtigen, wenn wir bedenken, daß besonders während des achtzehnten Jahrhunderts viel tausend Enkel Hermann's und Luther's so erzogen wurden!

36.

Deutsche Rittergeschichten.

Es ist allbekannt, daß während einer Reihe von Jahren (etwa von 1788 bis 1804 oder 5) der größte Theil unserer Romanenliteratur aus Rittergeschichten bestand; auch weiß Jeder, wie schlecht die meisten waren, und daß zuletzt nur noch mechanische Fertigkeit vonnöthen war, um sie hervor zu bringen. Die Recensenten hatten es dabei noch bequemer, denn auch dem mittelmäßigsten boten sich sogleich ein paar Dutzend oder auch hundert Späße an, mit denen er jene Historien bekämpfen konnte, so daß es endlich das Ansehen bekam, als schrieben sich nicht bloß die Rittergeschichten, sondern auch die Recensionen und Bemerkungen darüber von selbst, gleichsam nur durch eine mechanisch fortgehende Feder, denn von Geist war nichts zu spüren.

Aber auch in den Recensionen jener Zeit, welche einigen Ernst, Geist und Witz verriethen, ist doch auf eine Sünde jener Schriften nur sehr

selten, und auf eine **andere**, so viel ich weiß, **nie** aufmerksam gemacht worden, und es scheint mir der Mühe werth, auf Beides hinzudeuten.

Zuvörderst nämlich die Art, wie in jenen Büchern die gesammte „Geistlichkeit" geschildert wird. Geschildert? Das Wort ist viel zu vornehm, und wir wollen nur lieber ganz kurz sagen, daß von tausend dort aufgestellten Geistlichen etwa neunhundert und neunzig als greuliche Höllenhunde und heillose (doch nicht dumme) Teufel erscheinen, denen die grausamen Verfasser alle Sünden zuschreiben, die nur irgend ein moralisches Handlexicon namhaft machen kann. Man war auch an diese Sudeleien schon so ganz und gar gewöhnt, daß man die Aufstellung eines rein gebildeten und wohlgesinnten Geistlichen in jenen Romanen für völlig unmöglich hielt; und ward ja einmal so ein Versuch gemacht, so vermuthete man, der Verfasser wolle seine Leser zum Besten haben, und sei eben deshalb der satyrischste Schalk.

Was aber nie gerügt worden, ist: die gränzenlose Partheilichkeit der Verfasser für die Ritter; und für welche Ritter? nicht etwa für jene sinnvoll glänzenden, phantastisch liebenden, lyrisch siegenden und singenden Ritter, z. B. aus der Ho=

henstaufenzeit; — wer würde diese Trefflichen nicht lieben und manche ihrer Wunderlichkeiten entschuldigen? Aber nein, von diesen war kaum die Rede, man kannte sie nicht, oder, falls man einige Notiz von ihnen hatte, so waren gerade diese den Romandichtern viel zu fein und unbequem. Man schuf sich nur rohe Flucher, lustige Säufer, spaßhafte Dreinschlager, die sämmtliche Künste und Wissenschaften über alle Maaßen verachteten und verspotteten, wobei manche Verfasser für sich bei Seite seufzten: O wäre jene Zeit noch! so brauchte ich doch nicht mit so teuflisch schweren und langweiligen Scribenten, wie Thucydides und Tacitus, mich zu plagen, oder im Comptoir die französische Correspondenz zu besorgen, oder — die Haare des verdrießlichen Hofraths und des noch verdrießlicheren Banquiers in Locken zu schlagen! —

Aber auch mit solchen Ritterbildern war man noch nicht zufrieden, sondern schuf oder wählte sich irgend einen der heillosesten Raubritter zum Helden, der nichts that als Sengen und Brennen, Plündern und Trinken. — Nun hätte man freilich glauben sollen, die Verfasser, als hoffentlich tugendhafte Leute, würden dergleichen nur zum abschreckenden Exempel aufstellen; allein mit nichten.

Man billigte zwar nicht ausdrücklich alle Mordthaten, die der Held beging, aber man ließ ihn doch daneben wehmüthig-edle Monologe halten und im Ganzen war der Verfasser offenbar auf seiner Seite. Es war doch gar zu lustig, wenn ein solcher Ritter die Klöster in Brand steckte, die Mönche vor sich her trieb, und über deren fette Bäuche — denn einen magern Mönch hat es bekanntlich in keinem Jahrhundert in Deutschland gegeben — die populärsten Witze machte, die Nonnen noch schlimmer ängstigte, und nebstbei den Wein sämmtlicher eroberter Keller austrank. Der Autor trank gewöhnlich klares Wasser dabei und trübte überhaupt keines, aber ihn tröstete der Gedanke, daß solche Scenen seinem Publicum gefallen werden — das dann, wie Zeus, gnädig nickt und eine zweite Auflage möglich macht.

Kam nun ein solcher Raubritter mit den deutschen Reichsfürsten in Collision, so war der Verfasser abermals auf der breitesten Heerstraße und konnte nicht irren. Seine Fürsten zeigten sich zwar gutmüthig, doch leider weichlich, ließen sich von ihren Kanzlern dominiren, und seidene Hofleute wirthschafteten schrecklich. Ueberhaupt waren die deutschen Romanschriftsteller auf die Höfe und Höflinge,

die sie theils aus dem Adreßkalender, theils durch die Schilderungen des großen Welt- und Menschenkenners C. G. Cramer genau kannten, sehr übel zu sprechen, und es that ihnen wohl, solch einen deutschen Hof aus dem funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert als durchaus sündhaft, intriguen- und cabalenvoll zu beschreiben, wobei der Autor noch obendrein seine satyrischen Gedanken ganz apart hatte. Rückte nun ein solcher Fürst oder Bischof gegen den Ritter zu Felde, so wurde er überall, wo er sich nur sehen ließ, ungeheuer geschlagen, und Ritter, Autor und Leser triumphirten über alle Maaßen.

Auch der Kaiser, der endlich — denn so stand es in Götz von Berlichingen, und den mußte man doch im Schweiß des Angesichts nachahmen — seinen Feldhauptmann schickte, um den Ritter zu bekämpfen, verlor neben diesem allen Glanz, der Ritter erklärte ihn wol gar für ein tyrannisches Gemüth, und der Autor hatte wenig dagegen einzuwenden, besonders wenn sein Liebling in die Acht erklärt wurde. Ueberhaupt billigte man das Streben der Ritter, den Kaiser so ohnmächtig zu machen als möglich, vollkommen, und vergaß gänzlich, sich selbst zu fragen, was daraus hätte werden

müssen, wenn den Rittern ein solcher Plan nach und nach gelungen wäre? —

Der Gipfel aber alles Irrthums und Mißverstehens der neuern deutschen Geschichte findet sich in der gewöhnlichen Auffassung des Verhältnisses jener oben bezeichneten Ritter zu den Städten, insonderheit zu den freien Reichsstädten. Man traut den eigenen Augen nicht, wenn man hier lesen muß, daß die Autoren den übermüthigsten, ja zuweilen den ausgemachtesten Raubrittern gegen die meist wohlgeordneten und mäßig gesinnten Städte (z. B. gegen das in edler Bürgerfreiheit und hochachtbarem Gewerbfleiße reich aufblühende Nürnberg) in ihrem Herzen und mit der Feder ganz ungenirt beistanden. War denn so ganz aller historische Sinn, alle deutliche Ansicht von Staatsverhältnissen verschwunden? Zum Theil allerdings; zum Theil aber war es auch bloße Gedankenlosigkeit und jenes heillose, nie genug zu tadelnde bequeme Hinschlendern auf der ausgetretenen literarischen Landstraße, oder (ohne Bild) das kindische Nachlallen dessen, was irgend ein berühmt gewordener und doch irrender Vorgänger vorgelallt hatte. Fragt man deshalb: „Waren denn jene Scribenten alle und die Leser, die sich ihrer freuten, so

ultra=aristokratisch gesinnt?" so ist zu antworten: Ach nein, sie waren bloß verworren und wußten selbst nicht, was sie wollten, denn auf der andern Seite wurden auch die allerrohesten Anfeindungen gegen den Adel, z. B. in Großmanns Lustspiel: „Nicht mehr als sechs Schüsseln" gleichfalls goutirt, ja es ward jenes Stück, das etwa 1776 geschrieben worden, noch in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts in manchen Städten mit wahrem Beifallsjauchzen aufgeführt.

Wahrlich, wenn man dergleichen unbestreitbare Facta zusammenstellt, so fühlt man sich zu Ausrufungen angeregt, die die Censur nicht immer passiren lassen darf, oder zu einer Menge von mystischen Ausrufungszeichen, die wenigstens den Setzer geniren.

Endlich könnte man noch fragen: Hat nicht Götz von Berlichingen, so vortrefflich er auch ist, dennoch ein wenig Schuld an jenen Verirrungen? Ich antworte: ganz so viel Schuld, wie etwa eine herrliche Damascener=Klinge in der Hand von Kindern, oder — wenn man das Bild steigern will — wie das Schwerdt in der Hand des rasenden Ajax, der mit demselben Schafe und Lämmer tödtete. Ob übrigens nicht der Jüngling Goethe seinen

Helden als solchen überschätzte, oder doch wenigstens Veranlassung gab, ihn zu überschätzen, möchte ich nicht unbedingt verneinen. Indessen räumt wol Jeder ein, daß er sich gewiß auch schon damals die Frage wird gestellt haben: was würde aus Deutschland geworden sein, wenn Götz, Sickingen und ähnlich gesinnte Ritter ihre Ansichten durchgeführt und herrschend gemacht hätten? Welche Stellung würde dann der Kaiser, so wie der Bürger und Bauer im deutschen Reiche eingenommen haben? Gewiß! Goethe konnte auch damals schon über die sich ergebende traurige Antwort nicht im Dunkel sein.

37.

Uraltes und immer neues Mittel gegen die Cholera.

(Geschrieben im März 1831.)

Bei der möglichen Annäherung der genannten bösen Krankheit wollen wir zuvörderst unsrer väterlichen Regierung innig vertrauen, daß sie Alles thue, die Gefahr abzuwenden, dann aber auch eingedenk sein, daß in uns selbst ein vortreffliches Mittel gegen dieselbe wohne, welches wir nur recht hervorzuheben und auszubilden suchen sollen. Lasset uns, liebe Leser, ein wenig dabei verweilen und ein traulich Wort über jenes mit Gottes Hülfe überall aufzufindende Mittel reden.

In den letzten zwei Drittheilen des siebzehnten Jahrhunderts stoßen wir fast alle zehn Jahre auf eine sogenannte Pest in irgend einem Kreise Deutschlands, eine Seuche, die unter den jammervollen Umständen, welche der dreißigjährige Krieg veran-

laßte und noch lange nachließ, doppelte Verheerungen anrichtete. Wir müssen unsern Vorfahren nachsagen, daß sie in einer so gräulichen Zeit, wie die damalige wirklich war, nicht verzweifelten, sondern in dem ganz einfachen und ruhig tiefen Gedanken, „es sei nun einmal Gottes Wille so," stille aushielten, was auszuhalten war. Mit der Heiterkeit wollte es nun freilich nicht recht fort, ja als endlich gar der Aufruhr in Ungarn neue Leiden erzeugte, und dazu eine gräßliche Pest nach Wien kam (1679), da verließ selbst manchem Geduldigen der Muth, und wir wollen deshalb um so mehr die Einzelnen loben, die sich dennoch frisch und hoffend erhielten, z. B. den wackern allbekannten Pater Abraham a S. Clara, der, während Tausende flohen (was Er als allgemeiner Liebling und Hofprediger des Kaisers recht wohl gedurft hätte) fünf fürchterliche Pestmonate (Julius bis November) in Wien aushielt, von einem Sterbebette zum andern wandelte, ermahnte, tröstete, half, ja sogar scherzte und lachte. Er hatte von allen irdischen Mitteln, um sich gegen die Pest zu vertheidigen, nichts als die allergewöhnlichsten; dafür aber auch eine Fülle von nicht irdischen Mitteln: zuvörderst ein unendliches, wie das Athemholen der körper=

lichen Natur, so der Seele zur Nothwendigkeit gewordenes Vertrauen auf die göttliche Führung, und sodann jene unverwüstliche Heiterkeit und Scherzhaftigkeit, die wir als das Product einer ächten Tapferkeit ansehen dürfen. Ihm verdanken wir auch eine Beschreibung jener fünf Pestmonate, die er so tüchtig durchgemacht hatte, und wir hören ihn deshalb auch gern hinterher die Dankpredigt halten, als die entsetzliche Krankheit gewichen war. Wir erfahren hier unter andern auch, obwohl es der Verfasser nur sehr leise andeutet, wie ungenügend die ärztliche Hülfe war, die den armen Kranken geleistet wurde, da die meisten Doctoren noch nicht recht einig werden konnten, wie man das immer fortschreitende Ungeheuer der Seuche bezähmen sollte *).

In dieser Hinsicht stand es dreißig Jahre später schon viel besser; dennoch tödtete die Pest 1709 und 10 fast ein Drittel der Bewohner des jungen Königreichs Preußen und drang bis zur Ukermark und deren Hauptstadt Prenzlow. Jetzt wurden in Berlin und den übrigen Theilen der Monarchie die

*) Sie raffte, wie ich bereits a. a. O. erzählt habe, bloß in Wien 79,000 Menschen hinweg.

Vorsichtsmaaßregeln verdoppelt und der Leibarzt des Königs Friedrich I. ließ es nicht an gewissenhaften ärztlichen Ermahnungen fehlen, doch endigte sowohl er als Andere, die theils aus freien Stücken, theils durch die Regierung veranlaßt, in jener ernsten Angelegenheit zu dem Publikum sprachen, jedesmal mit der Ermahnung, daß Vertrauen und guter Muth die besten Verwahrungsmittel vor und die beste Hülfe in der Krankheit selbst seien.

Wie groß nun auch die Fortschritte sind, welche die Arzneiwissenschaft seitdem in 120 Jahren gemacht hat, und wie viel reicher wir uns deshalb auch an irdischen Schutzmitteln befinden, wie weit entfernt endlich auch noch jene Krankheit von uns sei, und wie sehr wir auch hoffen dürfen, daß sie stets fern von uns bleibe; doch werden auch wir gewiß wohl thun, jenen guten alten Refrain: „Muth und Heiterkeit" stets zur Erscheinung zu bringen.

Nun läugnet wol in der ganzen Welt kein Mensch, auch der grämlichste nicht, daß es um die muthige Heiterkeit eine ganz hübsche Sache sei; jetzt aber ist davon nicht mehr die Rede, ob wir uns um diese Tugend — denn das ist sie ohne Zweifel — bemühen wollen, sondern wir müssen

es. Es kann doch kommen, daß die Luft da drau=
ßen ungesund werde, wohlan! so schaffe Dir denn
eine neue geistige Luft, und wenn Du diese ein=
athmest, bist Du besser geschützt vor dem schädli=
chen Einflusse jener. — Ihr trockenen Gemüther
badet euch ein wenig in geistigem Morgenroth und
Himmelsthau; ihr Ueberernsthaften, die ihr deshalb
den wahrhaften Ernst nicht kennt, lernt diesen
kennen, damit euch in ihm der Scherz aufgehe;
ihr Verworrenen, die ihr weiter zu kommen hofft,
wenn ihr euch immer nur in den engsten Gedan=
kenkreisen trübselig bewegt, hört doch endlich einmal
auf, „des Kärners Gaule“ zu gleichen, und wan=
delt der aufsteigenden Sonne entgegen, die keine
„böse Luft“ auszulöschen vermag; — ihr Liebelosen,
faßt es doch endlich einmal, daß man ohne Liebe
weder recht leben noch recht sterben kann; — ihr
verschlossenen Gemüther und stummen Lippen, öff=
net euch, damit der Nachbar etwas Freundliches
erwiedern und euch helfen könne; ihr Sorglichen,
die ihr aus dem hellen Sonnenlicht, das euch der
Himmel so gern schenkt, gleichsam in ein dunkles
dumpfes Kellergewölbe flüchtet und vor lauter An=
stalten zum sichern Leben nicht zum rein freien
Leben kommt, vergeßt nicht, daß man doch erst le=

den müsse, ehe man daran denken kann, reich und bequem zu leben, erkennt doch, daß ihr bisher eigentlich gar nicht lebtet, sondern nur allerlei zusammenschlepptet, um in Zukunft zu leben u. s. w. Jetzt gilt es, sich mit allen unschuldigen Reizen, die nur immer aufzutreiben sind, zu umgeben, und in das Leben einen höhern und schönern Pulsschlag zu bringen. Machet euch Freude und Andern: es ist jetzt eure entschiedenste Pflicht, der sich nichts abdingen läßt. — Lasset uns aber auch nicht zu mäklig dabei sein, denn die innere Deutlichkeit und Heiterkeit ist leider für Manche etwas Neues, sie sind nicht gewöhnt, die Flügel zu bewegen. — Selten kommt auch nur einer dieser Flügel zum Vorschein — und sie können sich vielleicht Anfangs sehr unbeholfen anstellen, wenn sie nunmehr plötzlich den Aufschwung versuchen sollen. Ihr, die ihr es könnt, helft dem guten Nachbar und macht es ihm allenfalls gar vor. Vielleicht lacht er dann, oder lacht euch auch wol gar ein wenig aus. Der Glückliche darf sich immerhin einmal von dem Unglücklichen auslachen lassen; was ist es mehr? — Lasset uns deshalb gesellig sein und wohl bedenken, was es mit der Geselligkeit auf sich habe. Wir wollen nicht zusammenkommen, bloß

um mit einander zu essen und zu trinken, sonst müßten wir uns sogar vor der bösen Lady Macbeth schämen, die einmal sehr richtig bemerkt: „satt essen kann sich Jedermann zu Hause,“ sondern wir wollen uns etwas Gutes und Fröhliches erzählen, und wenn ein Andrer uns dergleichen vorträgt, so wollen wir hübsch freundlich zuhören — das Talent zu hören (es ist keine neue Klage) wird leider gar zu oft vernachlässigt — und herzlich danken für die munteren Geschichten und Bemerkungen, die wir gehört haben. Sind wir nur erst so weit gekommen, dann wird uns auch die Wissenschaft und Kunst in ganzer Herrlichkeit und Freudigkeit erscheinen, und wir werden z. B. der Poesie und Musik, wie ein Bräutigam, der sich lange trennen mußte von der geliebten Braut, von neuem und mit erhöhter Liebe in die Arme fliegen.

Damit wir aber das Alles können, und recht können, bedürfen wir des reinen Elements der Liebe, ohne die ja ohnehin, wie wir Alle wissen, das Leben des Athemholens nicht werth ist. Besagtes Leben ist wirklich so kurz, daß man sich scheuen muß, darüber lang zu reden, damit es nicht noch kürzer werde; indessen mag es gut sein, zuweilen rasch an die Raschheit zu erinnern. Dann werden

wir nicht die wenigen Stunden, die wir überhaupt zu leben haben — ob wir sie „Jahre“ nennen, daran ist wenig gelegen — uns durch Zanken, Hadern, Brummen und Knurren verderben. — Ich will euch wahrlich nicht weitläufig aufhalten mit der Moral, daß starrende Grämelei und eckige Verdrießlichkeit überhaupt unsittlich sei, sondern bloß bemerken, daß man doch alles Unfrohe und Unfreie auch sehr — langweilig nennen dürfe; langweilig aber darf jetzt partout nichts sein, weil das Langweilige auch der — Gesundheit nachtheilig ist, und der Cholera Bahn erleichtert. Damit deshalb mein Aufsatz möglichst kurzweilig bleibe, will ich ihn schnell über das Knie abbrechen. Wollt ihr endlich etwa noch sagen, daß ihr das Alles längst gewußt habt, so soll es mir hoch erfreulich sein, und wenn ferner Manche von euch munter fortfahren sollten, daß sie das Alles viel besser verständen und einen weit kostbareren Aufsatz darüber schreiben könnten, als gegenwärtiger unscheinbarer ist, so will ich nicht nur nicht das Mindeste dagegen haben, sondern mich zuvörderst freuen, daß ihr eine so angenehme Empfindung mit fortnehmt, und sodann — wohl wissend, wie viel ich noch in Hinsicht jener Tugenden zu lernen habe — mit

neuer Hoffnung bei euch in die Schule gehen. So wollen wir Alle gemeinschaftlich die Cholera bekämpfen; und wer weiß, wenn sie fort ist, führt uns nicht der Sieg über sie auch noch zu anderen stattlichen Siegen.

Nachschrift.

Dieser kleine Aufsatz — welcher in der ersten Handschrift noch das ein wenig übermüthig scheinende Postscript hatte: „Schön wäre es, wenn bei dem Abdruck dieses Aufsatzes alles Reden über die Cholera, das rein wissenschaftliche ausgenommen, schon überflüssig geworden sein sollte, und wir sogleich zur innigen Dankpredigt gelangen könnten; Erwerbung der Heiterkeit würde uns jedoch in keinem Falle gereuen, denn wir können sie bekanntlich auch sonst überall vortrefflich gebrauchen" — fand, da er als Manuscript in einem kleinen Kreise von Freunden und Freundinnen herumging, eine nicht geringe Theilnahme, die sich auch bei dem spätern Abdruck (im Gesellschafter — Julius 1831 — wo jedoch das Postscript wegfiel) wiederholte.

Nicht ohne Rührung lese ich ihn jetzt bei der letzten Revision dieses Buches (im October und

November) wieder durch. Was man damals kaum und gleichsam abwehrend ahnete, ja was Manche sich zu denken verboten, zeigte sich nur zu bald in entschiedenster Wirklichkeit vor unsern Augen erfüllt. Es fehlte nicht an den trefflichsten leiblichen Heilmitteln, aber an den geistigen zeigte sich bei manchen Menschen ein wahrhaft schmerzlicher Mangel. Einige schienen zum erstenmale in ihrem Leben an des Sterbenmüssen zu glauben, gebehrdeten sich aber bei dem bloßen Gedanken wie unartige Kinder, die nicht gern aus der wohlerleuchteten warmen Spielstube in das dunkle kalte Bett gebracht werden wollen; Andere versicherten in unendlich breiten Reden, sie fürchteten sich gar nicht, täuschten sich aber nicht einmal selber; Andere verschlossen sich in ihr Zimmer und saßen tagelang ihrer eigenen untröstlichen Persönlichkeit stumm und starr gegenüber; Andere gingen desto häufiger in Gesellschaften: es gab aber dort nur selten Beruhigung. Man lief wild durch einander und schwatzte von nichts ausgehend durch nichts zu nichts hin. Billig hätte man nur zusammenkommen sollen, um sich zu erheben und zu beruhigen, und allerdings hat das aus tiefem Herzen und hellem Geist gesprochene Wort etwas unschätzbar Sänftigendes; die

Gespräche aber, die jetzt zuweilen geführt wurden, verwundeten und schwächten nur noch mehr. In dem einen Worte „schwächten" liegt sehr viel Trauriges, denn jede Verwirrung ist eine Schwächung, und nur der innerlich Klare kann stark sein.

Lasset uns aber ja nicht vergessen, daß all dies Traurige, eben weil es so auffiel, doch nicht das Gewöhnliche, sondern in gewisser Hinsicht nur Ausnahme war. Nicht selten erblickten wir ruhige Ergebung, thätige Kraft, hoffende Geduld, ja edle, reine Scherzhaftigkeit, und insonderheit jenen unschätzbaren Glauben, daß uns auf den Wegen unseres Berufs zwar wol etwas Menschliches, nie aber etwas Böses begegnen könne.

Am meisten aber zu beklagen ist der abermalige Nachtheil, den das wissenschaftliche und künstlerische Treiben, und insonderheit unsre Literatur durch diese Krankheit leidet. Wir armen Deutschen! müssen wir denn in unsern edlen Bestrebungen stets durch Aeußerlichkeiten gestört werden!? Welche Erinnerungen bieten sich uns hier! Im Jahre 1801 hieß es; „Deutschland ist nach dem Frieden verwundet, matt und müde; es kann sich nicht sogleich recht freuen!" Indessen ist ihm zum Ruhme nachzusagen, daß es sich dennoch herzlich

freute über das Köstliche, was Schiller und Goethe und einige andre Herren ihm damals gaben. Aber schon 1804 wurden neue Besorgnisse rege und bald darauf wirkten Ulm, Austerlitz u. s. w. wenig tröstlich auf unsere Literatur ein, hemmten das poetische Interesse u. s. w. Ich mag dieses u. s. w. nicht weitläufig commentiren, die Erinnerungen sind noch so frisch, daß Jeder sich die Noten zum Text machen kann. Wie es aber jetzt mit der Theilnahme der Deutschen an der Literatur und namentlich mit dem Buchhandel stehe, jetzt, wo nun auch noch die unselige Krankheit einen großen Theil von Europa überflügelt hat, darüber möchte ich gern einen Schleier werfen; es giebt aber keinen, der alles Ungünstige verhüllen könnte; und was wäre es auch um das Verhüllen, wenn die Sache bleibt? Ich will gern jede Entschuldigung gelten lassen, die hier etwa von dem vielseitig drängenden und bedrängten Moment (der die Kraft zur Abwehr jener Krankheitsfurie aufruft) hergenommen werden könnte; doch würde diese Entschuldigung abermals einer Entschuldigung bedürfen, da sie doch eigentlich nichts weiter heißen würde, als: „ich will Dich entschuldigen, daß Du ein herrliches Mittel verschmähtest; das Dir hätte hel-

fen können.“ Sehnt man sich doch gerade in der höchsten Noth am meisten nach Erquickung, und wenn auch jener Durst des Leidenden nicht mit der reinen Sehnsucht nach Poesie verglichen werden kann, so ist er doch wenigstens Etwas, und unglücklich und schuldvoll ist die Zeit, in der auch er seltener wird. Unglücklich können wir sein, aber schuldvoll dürfen wir nicht werden. Engländer und Franzosen können noch Manches sein, auch ohne den höhern Pulsschlag der Poesie, denn die Elemente der Erde, des Wassers und Feuers gehören ihnen gleichsam durch Erbschaft an (wie schon Jean Paul bemerkt), aber das Element der Luft ist das unsrige, und nur wenn wir dasselbe besitzen, kann es uns möglich werden, und es ist uns möglich geworden, auch die anderen zu erreichen. Ein Deutscher ohne Liebe für die Kunst, die Poesie und Literatur ist ein Anblick zum Erbarmen, denn wenn er das Kleinod aufgiebt, das ihn bis jetzt noch am meisten auszeichnete, wie unsäglich arm steht er dann da! Troja mußte fallen, sobald ihm das Palladium entwendet worden war, und weder Aeneas, noch Paris, noch Deiphobus, noch Sarpedon, noch Glaucus, ja selbst der gotterfüllte herrliche Hektor konnten retten. Aber das

Palladium konnte geraubt werden, ohne daß wir alle Schuld den Troern geben dürfen; unser Palladium können nur wir selbst uns rauben und unser Unglück wäre auch unsere Schuld. Das sei fern.

Fast alles Große und Schöne der philosophischen und poetischen Literatur ist seit etwa sechzig Jahren von uns Deutschen ausgegangen, oder hat sich doch an uns entzündet und auch jetzt fehlt es nicht an einem Sarpedon oder Glaucus, ja selbst nicht an einem Hektor, aber die Empfänglichket für jenes Große und die Großen wurde nach und nach geringer, es stellte sich hie und da eine widrige Sattheit ein, und jetzt verkünden viele Zeichen hier und da ein unglückseliges Einschlafen. Laßt uns, ihr Wachen — und eurer sind doch auch gar Manche — die Schläfer wecken mit Ernst und Liebe, denn nur der Liebende darf wecken oder wol gar schelten. Jeder Hochmuth sei fern, denn er hat immer Unrecht, aber die Liebe hat Recht, denn alles Recht entspringt aus ihr.

38.

Langeweile und deren poetische Darstellung.

Es ist bedenklich und gefährlich, die Personen in Schauspielen und Romanen viel von Langerweile reden zu lassen. Wenn z. B. kurz nachdem der Vorhang in die Höhe gezogen ist, ein alter, doch für noch ziemlich löwenhaft geltender Graf seine Tochter fragt „was wol die Glocke sei?" und als er vernimmt, es habe erst sieben geschlagen, seufzend bemerkt, daß sich doch die Stunden sehr „dehnen", so macht das nicht die beste Wirkung. Der Zuschauer, der sich mit frischer Kraft hingesetzt hat, wird wol ein wenig verdrießlich dabei und spricht: „Wenn Ew. Hochgeboren Ihr eigenes Leben derzeit so ennuyant finden, was soll denn erst ich sagen, dem es als etwas höchst Anziehendes geboten wird? Indessen ist dieser Fehler der Darstellung eines wehmüthig=langweiligen Moments bei weitem nicht der schlimmste, und die

Jeder kann sehr leicht eine halbe Seite, die mit jener unerquicklichen Klage über die Gedehntheit der Zeit gefüllt ist, wieder tilgen. Man lächelt ein wenig über das Unzweckmäßige und genießt dann das Weitere. Wie aber, wenn ein ganzer dicker Roman oder eine Reihe von Novellen auf eine viel wichtigere innere Langeweile gegründet werden? und wenn man noch dazu uns für diese Langeweile, als sei sie das Zeichen der genialen höhern Naturen, Respect abfordern will? Das geschah aber seit dem mißverstandenen Werther, und geschieht auch jetzt noch oft genug, und wie selten wir auch den Dichter für seine Personen zur Rechenschaft fordern dürfen; für diese darf man es, denn er steckt gewöhnlich dahinter. Er ist jener Sünde theilhaftig, die Welt und das Leben der Menschen langweilig zu finden; und da er mit dem Jammer über dergleichen, im wirklichen Leben nicht gut kommen darf, so schafft er sich eine Romanenperson, die statt seiner mit grandioser ehrwürdiger Langerweile renommiren muß. Es nimmt freilich auch im Roman ein jämmerliches Ende damit, allein es wird doch ein solches Bild in dem Buche selbst von den Nebenpersonen für höchst erhaben und geistvoll er-

klärt, und das ist ohne Zweifel ein großer Trost für den noch geistreichern Autor.

Ich mag nicht weiter scherzen über eine an sich höchst traurige Sache, sondern will lieber ein paar ernste Worte hinzusetzen: Die Mängel in den äußeren Verhältnissen der Welt, Unzulänglichkeit und Unreinheit der menschlichen Bestrebungen, die Irrthümer der Kraft wie der Schwäche u. s. w. zu erkennen und zu empfinden, ist ein Schritt, den jede nicht völlig gemeine Natur thut und thun muß; aber auf dieser Stufe klagend oder gar *bitter* stehen zu bleiben, ist das größte Unglück, das einem Menschen begegnen kann. Jenes Gefühl wird dann zum leitenden Grundsatz, und wenn dann eine gewisse sentimentale Kraft dabei waltet, so geht der Mensch auf eine Weise unter, die schmerzlicher scheint, als die, so einst den heiligen Laurentius betraf; weil, was dieser Stunden lang litt, jener Jahre lang leiden muß. Sehen wir vollends auf die innere Anschauung, auf den ruhigen Glauben und die sichere Richtung des Heiligen, die ihn sogar noch in seinen Qualen heiter scherzen ließ, so findet natürlich zwischen ihm und jenem gar kein Vergleich statt. Verharren also auf jenem Standpunkte, ist eben so unweise, als unsittlich. Wir

müssen hindurch, um in das Land der Ruhe und Klarheit zu kommen, wohin uns denn auch Bescheidenheit, durch Religion geadelt, Philosophie, Naturwissenschaft und Kunstkenntniß sicher leiten werden. Nur auf diesem Standpunkte, oder wenigstens nur wenn wir diesen Standpunkt ahnen, sollen wir zu dichten wagen; was wir früherhin Literarisches bieten, kann höchstens historisch anziehen, aber nie auf poetischen Werth Anspruch machen. Indessen giebt es gar manche Stolze, die das nicht zugeben, und bei sich selbst etwa also denken: „Selbst meine lange Weile und was ich in derselben für Klagen über dieselbe geschrieben habe, ist völlig gut genug für das Publikum; damit es aber für diese Productionen die gehörige Achtung habe, will ich gleich von vorn herein eine gewisse vornehme Lebensverdrossenheit, selbst eine gewisse Gattung von Lebensekel, so sehr er mich auch selbst anwidert, für höchst gebildet und interessant erklären, dann werden die Leser schüchtern und räumen in der Angst Alles ein." — — Ach ja, viele thun es; aber nur um schnell los zu kommen.

Meines Erachtens ist jener Lebensekel das unsittlichste Gefühl, dem sich der Mensch nie ohne die ungeheuerste Strafe überlassen kann, und wenn

ein solches geschildert wird, soll der Dichter diese Stimme der Nemesis ja nicht auslassen. Wer das Leben haßt, haßt auch die Menschen und wird dadurch zu einer giftigen Halbleiche, die aber, eben um nicht zur ganzen Leiche zu werden, mit letzter Zuckung noch um sich schlägt, um etwas Kurzweil zu haben. Der Tiefsinnigste aller Dichter muß doch auch wol dieser Ansicht gewesen sein, denn wenn man z. B. fragt: warum ist dieser Bastard in „viel Lärm um nichts" ein so unsittlicher Mensch? so können wir schnell antworten: weil er durchaus keine Heiterkeit in sich hat, und diese kann er nicht haben, weil er das Leben und die Menschen höchst fatal findet. Amüsement aber will er haben, und deshalb u. s. w. Dieser Lustspielsünder hat gewissermaßen einen tragischen Bastardbruder an Edmund (im „König Lear"), der auch im Anfange größtentheils aus Langerweile sündigt — der gehofften Kurzweil wegen — bis er endlich in die vollendete Scheußlichkeit und Gräulichkeit hinein geräth, wo dann kein Heil mehr zu finden ist. — So ganz unumwunden läßt der geliebte, sonst so heitere Dichter die Strafe erfolgen, denn er kann nicht anders, weil er lediglich der stets gerecht strafenden und gerecht lohnenden Natur folgt, und

es fällt ihm gar nicht ein, jene innerliche Langeweile für etwas Erhabenes erklären zu wollen. Er stellt sie vielmehr als den Jammer alles Jammers vor. Dagegen haben es die fröhlichen Leute bei ihm sehr gut, und zwar abermals, weil es die Natur so haben will. Wahrlich, es ist überaus wichtig, daß Shakspear die Heiterkeit so ganz und gar gelten läßt, denn wer hat je — es ist ein altes Wort, doch mag es wiederholt werden — die tiefe Nacht des Menschenlebens, das von beiden Seiten ein Schlaf umgiebt, so ganz erkannt wie er, und wie herrlich hat er jene milde Traurigkeit über die Ungenüge desselben, bei aller Liebe und Tugend, durch die es geadelt wird, geschildert! — Ich darf nur Antonio im „Kaufmann von Venedig" nennen, diesen edeln jungen Mann, auf den, wie auf eine große, schöne, kräftige Blume, ein zu schwerer Nachtthautropfen gefallen ist, aber ein reiner Tropfe, in dem sich doch alle Tagesgestirne hell abspiegeln. Kennt ihn der Leser ganz, so kann ich nicht misverstanden werden.

39.

Erinnerung an den schwersten Kampf der deutschen Dichter.

Unter allen ungünstigen Umständen, die sich dem Wiederaufleben der schönen Literatur der Deutschen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts widersetzten, ist gewiß der traurigste in der nicht seltenen Verzweiflung an sich selbst und dem eigenen Genius zu suchen. Man hatte so oft die ärgsten Urtheile über das ästhetische Deutschland von England und Frankreich her vernommen, daß man zuletzt selber, wie verdutzt, daran glaubte und die deutsche Poesie gewissermaßen aufgab. Man denke nicht, daß eine solche Gesinnung bloß bei den Fürsten und Großen, die bekanntlich meistens französisch gebildet waren, zu finden gewesen sei; selbst mehrere der ausgezeichnetsten deutschen Gelehrten theilten diese Ansicht. So erklärte z. B. Christ in der Vorrede zu „Variorum carminum

silva" (1733) und in seinen Excursen (1746): die Deutschen hätten zur Poesie wenig Talent, der alte Otfried sei noch immer der beste Versificator u. s. w.

Nun sollte man freilich glauben, man habe einem solchen desperirenden Manne die Professur der Poesie auf einer deutschen Universität abnehmen müssen; allein das fiel Niemandem ein, man ließ ihn gewähren, denn er verwaltete ja doch sein Amt, indem er lateinische Verse zu machen empfahl. Ueberhaupt war Christ als Philolog und Antiquar sehr achtbar, und es ist genug, zur Bestätigung dieses Urtheils nur an Winckelmann zu erinnern, der ihn als den Lehrer nennt, dem allein er etwas Tüchtiges für seine Studien verdanke. (S. Goethe's Werke neueste Ausgabe, B. 37, S. 86, wo leider nur von Christs Verdiensten, nicht aber von seinen großen höchst nachtheiligen Mängeln die Rede ist.)

Noch mehr schadete in dieser Hinsicht der noch gelehrtere und berühmtere Ernesti, weil er mitten im Vorfrühling der deutschen Poesie an die Möglichkeit eines solchen nicht glaubte, und gewissermaßen die ganze Aufgabe des Gelehrten nur in Griechisch- und Lateinlernen fand. Dadurch

kam man nun in eine seltsame Klemme, die wir uns doch ein wenig näher und gleichsam monodramatisch betrachten wollen. — Ein wackerer aufstrebender Jüngling geht etwa 1750*) in Leipzig bei Christ und Ernesti'in die Vorlesung und hört, daß man Griechen und Römer sehr verehren müsse, die Deutschen aber selbst nichts Sonderliches zu Stande gebracht haben und auch vermuthlich nicht zu Stande bringen werden. Der junge Mann führt zwar selbst einen hübschen knospenden Vorfrühling in seiner Brust, aber der soll ja eben nichts gelten! — Da zürnt er gewaltig und ruft: „Nun dann! steht es so, so mag ich auch nicht zugaffen, wie Homer und Sophokles, Cicero und Horaz gedichtet und geredet haben. Ich greife zum Schwerdt, oder baue das Feld.“ — Aber es ist eben kein sonderlicher Krieg vorhanden, und der Bauern giebt es gerade genug. — Da nimmt er die deutschen Dichter in die Hand, ob dort vielleicht viel Trost zu finden ist. Was trifft er? Viel Spreu, wenig Gepäck, viel rasselnde Wagen, wenig Wagenführer, viel Volk, wenige Menschen. „Der Gottsched meint es gut und feuert immer

*) Man wolle diese Jahrszahl nicht übersehen. — Solche Anmerkungen sind leider zuweilen nöthig.

lobend an, besonders wenn man ihn zuvor gelobt hat, ist aber doch auch gar zu schwach und in der Schwäche stolz; freilich gutmüthig und ermuntert Viele, doch leider auch die Hinze und Kunze, die eben sollten verscheucht werden. Gellert ist eine reinsittliche, auch mit angenehmer Schalkheit begabte Natur, doch krank; Rabener stark, doch prosaisch; Lessing reich, doch jetzt zu spielerisch-flatterhaft*) u. s. w. Im Staate gelten diese Männer ohnehin wenig oder nichts, und mancher französische Sprachmeister hat bei Sr. Excellenz mehr Einfluß." — Da fällt dem Jüngling plötzlich der junge Klopstock in die Hand, — „Mein Gott! wie lebendig ist jeder Buchstabe in seinen Gedichten! wie sprühen die Funken, wie rauschen die Flammen! was will er denn?" Er erinnert uns, daß wir Herrmann, Luther, Leibnitz und andere Große gehabt haben. — Nun freilich, das waren Deutsche, und es ist wol nicht ganz zu läugnen, daß sie einige Verdienste hatten. Aber Luthern ausgenommen, hat man sie fast vergessen. „Wir Deutschen haben die größten Helden gehabt." Nun freilich, das mag sein und unsere

*) Er galt damals dafür, weil er „Kleinigkeiten" geschrieben hatte!!

Soldaten haben sich immer gut geschlagen, doch weiß ich aus der Geschichte des Westphälischen, Nymweger, Ryswiker, Rastadter Friedens, daß uns Frankreich und Schweden ein Land und eine Stadt nach der andern abgezwackt haben, worüber ich mich unmöglich freuen kann, und jene Helden gewiß am wenigsten. — „In Deutschland sei die wahre Gelehrsamkeit zu Hause." Das gebe ich gern zu; aber Franzosen und Engländer können nie ohne Lachen darüber reden, weil sie überall Geschmack vermissen, und einige noch unpoetischere holländische Philologen übertäuben uns fast durch ihre zähen, groben Redensarten. — „Die deutsche Sprache ist die reichste, bildsamste, vielseitigste, rhythmischste." — Habe ich wirkich recht gelesen? die meisten Fürsten und Großen sprechen ja nur französisch und fast überall hält man — wer es irgend haben kann — französische Hauslehrer und Bonnen. Die Professoren sprechen lateinisch, und wehe ihnen, wenn sie den kleinsten Germanismus einschleichen ließen! aber wenn sie deutsch reden, so mögen sie es so breit, so mischmaschig thun als sie wollen, wer fragt darnach? Auch entsinne ich mich, wie viel hundert Späße schon über die deutsche Sprache gemacht worden sind, und die soll ich nun alle vergessen? —

Und wenn ich sie auch vergäße, was hülfe es? Die Mächtigen, die mit lauter witzigem Frankreich umgeben sind, werden die Späße doch behalten. „Deutschland sei geeignet, den Kern aller ächten Bildung zu hegen." Mir hat man immer gesagt, Voltaire sei das größte Genie auf der ganzen Welt, und der hält von dem deutschen Geist nicht sehr viel, ja Swift hat sich, kurz vor seinem Tode, noch — todt lachen wollen, als man ihm den deutschen Musikus Händel als ein Genie vorstellen wollte. Der scheint auch dem Pater Bouhours*) beigestimmt zu haben. — Verwünschte Erinnerungen, die einem überall begegnen, wenn man an Deutschland denkt! — Klopstock freilich würde, wenn er von so etwas hörte, kühnlich behaupten, unser Händel habe mehr ächtes Genie im kleinen Finger, als der zwar witzig doch innerlich zerrissene und jammervoll unmusikalische Swift in seinem ganzen Leibe; allein so großartig grob kann ich nicht sein, das ginge mir nimmermehr frei durch!

Endlich will Klopstock auch noch haben, die Deutschen sollen durchaus „stolz" sein. Ja wirklich stolz! ich habe recht gelesen, denn im Anfange

*) Bekannt durch seine gänzlich verstockte, lustig tolle Bezweiflung des deutschen Witzes.

glaubte ich, es könne nicht möglich sein. Stolz? das will mir gar nicht ein, und ich bin wahrhaftig nicht dazu erzogen. Mein Hofmeister bückte sich sogar vor mir, dem Knaben, ziemlich tief, was doch billig ich hätte thun sollen; aber es verging gewiß kein Tag, wo er mich nicht zur Bescheidenheit und Demuth gegen vornehmere Personen ermahnte. Und sah ich nicht überall, wie höflich, wie „fürchterlich" höflich (möcht' ich sagen) die Leute waren, sobald sie nicht mit Geringeren zu thun hatten? Der Rector unsrer Stadtschule war doch gewiß ein braver Gelehrter, unverdrossen in seinem mühseligen Geschäft, und ich verdanke ihm mein bischen Griechisch und Latein; aber mein Himmel! wie stellte sich der Mann dar, wenn er bei uns zu Mittage speisen sollte! welcher gebogene Rücken! welche zerbrochene Haltung! wie imponirten ihn die Oberrechnungsräthe, Geheimencommissionsräthe! u. s. w., und wie war er besorgt, Jedem die ihm nach dem Adreßkalender gebührende Ehre zu bezeigen! wie weitschweifig oder wie zerhackt und armselig war sein Ausdruck! da er sonst die Kürze des Tacitus und die Fülle des Cicero so wacker zu schätzen und zu erklären wußte! Wie überdemüthig zeigte er sich gegen die Scholarchen,

er, der noch gestern mit wahrer Rührung von Cremutius Cordus gesprochen, weil dieser, ohne Furcht vor Tiberius, in einem historischen Werk erklärt hatte, Brutus und Cassius seien die „letzten Römer“ gewesen. — Wie? wenn nun dieser Rector plötzlich den Klopstock zu lesen bekommt, in sich geht und den raschen Entschluß faßt, sich von nun an in Worten und Werken höchst stolz zu bezeigen? wie übel wird es ihn kleiden! und wie oft wird er aus seiner gezwungenen Rolle fallen! Ist es ihm aber ein wirklicher Ernst damit, und gelingt es ihm, wahrhaftig stolz zu sein, welch' ein Unglück für ihn! — Mit gelinden Verweisen werden seine Obern anfangen, dann folgen bittere Zurechtweisungen, endlich das Entlassungsdecret, und er mag dann zwischen seinen vier kahlen Wänden, bei schwarzem Brod und Wasser so viel stolziren, als er will u. s. w.

— Ich habe den Jüngling vom Jahre 1740 oder 50 noch ziemlich milde reden lassen und kann deshalb unbedenklich Jedem, der hier etwa Uebertreibung vermuthet, erwiedern: „Du magst die Geschichte der römischen Kaiser von Augustus an, so wie die sämmtlichen Schlachten und Friedensschlüsse wol kennen; aber die Geschichte der deut-

schen Bürgerlichkeit, Gelehrsamkeit, der Wissenschaft und Kunst, so wie überhaupt die innere Historie kennst Du nicht genugsam." — Stand es aber wirklich so übel und bedenken wir das recht, so wird uns die Geschichte der wiedererwachenden Poesie der Deutschen seit etwa neunzig Jahren, in einem ganz neuen rührend erfreulichen Lichte erscheinen. Der römische Senat verdient Lob, daß er den Feldherren, die, so oft von Hannibal geschlagen, dennoch Rom nicht aufgaben, öffentlichen Dank brachte, daß sie am Vaterland nicht verzweifelten. Wir wollen Aehnliches thun, und unverwelklichen Lorbeers die Männer würdig erachten, die, als Millionen Deutsche längst aufgehört hatten, deutsch zu sein, und kaum mehr von einem künstlerischen Deutschland die Rede war, dennoch fortfuhren, an den unverwüstlich herrlichen germanischen Kern zu glauben. Nur in diesem Glauben und in dem dadurch neu gewonnenen edlen Stolze vermochten sie zu leisten, was sie geleistet haben, und es würde höchst sündhaft von uns sein, solche Verdienste gering anschlagen oder gar vergessen zu wollen.

40.

Der epigrammatische Genius.

Kein Volk ist so reich an Epigrammen als das deutsche, und man braucht nur den einzigen Logau zu nennen, um jeden Widerspruch abzuwehren. Daher kommt es auch, daß sich kein Volk so sehr um die Theorie des Epigramms bemüht hat, als das unsrige. Freilich ist kein entschiedenes Endresultat hervorgegangen; indessen schadet das so viel nicht, und man hat daher, so viel ich weiß, seit Kretschmanns Vorrede zu seinen Epigrammen (1804) nicht weiter nach einer Theorie umher gespäht. Es würde „Eulen nach Athen tragen" heißen, wenn ich noch eine neue Definition des Epigramms versuchen wollte, und doch kann ich es nicht lassen, weil ich die allerkürzeste zu geben habe, die nicht den mindesten Anspruch auf Gelahrtheit macht. Logau selbst hat mir die Veranlassung dazu gegeben durch sein allbekanntes vortreffliches Epigramm auf den Mai: „Dieser Monat ist ein Kuß" u. s. w.

Grade so fange ich meine Definition an, und sage: das Epigramm ist ein Kuß, den die Muse dem Dichter giebt, und zwar ein flüchtiger, denn er hat keine Zeit, sich länger mit ihr ausführlich zu unterhalten. Keine Zeit? So ist es wirklich, oder, wenn man lieber will, so war es einst. Heut zu Tage sind bekanntlich manche Dichter „privatisirende Gelehrte" und die haben oft nur zu viel Zeit; so aber war es in der ganzen Periode des 17ten und der ersten zwei Drittel des 18. Jahrhunderts nicht, und ein bloß privatisirender Poet gehörte zu den seltensten Ausnahmen. Man fragte nicht bloß: „wer bist Du?" sondern: „was bist Du? bist Du angestellt bei der Kanzlei oder bei der Accise? bist Du Stadtrichter oder Stadtschreiber? oder wo finde ich Dich im Adreßkalender?" Wir wollen über die Spießbürgerlichkeit, die dabei nur zu oft waltete, gebührend lächeln, dann aber im Allgemeinen es sehr löblich finden, daß auch die größten Talente, die größten Dichter dem Staate praktisch dienen wollten. Schade nur, daß diese bürgerlichen Verhältnisse mitunter gar zu viel verlangten, und nicht genug bedacht wurde, daß der Tag wirklich nur aus 24 Stunden besteht, von denen noch dazu wenigstens 2 für den kleinen Dienst des materiel-

len Lebens, und 6 bis 7 für den größern, d. h. für den Schlaf, abgegeben werden müssen. Auch will denn doch der Mensch mit Recht zuweilen spazieren gehen, mit Frau und Kindern scherzen oder ein traulich Wort reden, gute Freunde besuchen, Zeitungen lesen u. s. w. und während dem Allen kann er zwar überaus dichterisch sein; aber doch das dichterisch Geschaffene nicht ausbilden und nicht aufschreiben. Glaubt nicht, daß ich hier übertreibe, sondern fragt nur selbst bei der reinen Menschen- und Bürgergeschichte jener Zeit nach, und ihr werdet erstaunen, welche Unzahl von Geschäften auf einem Staatsdiener jener Zeit lag. Nehmt nur einmal als Beispiel die Verhältnisse eines Schulmanns. Dreißig öffentliche Unterrichts-Stunden wöchentlich war das gewöhnliche Pensum, denen sich meistens 10 bis 12 Privatstunden anschlossen. Zur Vorbereitung waren ihm wenigstens 15 Stunden nothwendig, wovon sich nichts abziehen läßt, wenn man erwägt, daß man Homer, Sophokles und Plato, Virgil und Tacitus nicht aus dem Stegreif vortragen kann. Die Correctur der Exercitien, die Censuren, die Lehrerversammlungen, die Ausstellung der Zeugnisse und eine Menge von wechselnden, nicht immer genau zu bezeichnenden

Geschäften nahm so ziemlich alle Zeit von der ersten Morgenröthe bis zum ersten Nachtwächterrufe in Anspruch. Dasselbe gilt von dem Amt des Staatsmanns, Predigers und des Rechtsgelehrten. — Wie aber, wenn der Himmel in solche Männer ein poetisches Talent gelegt hatte? War es kein vollständiges, so ließ es sich freilich unterdrücken, und wir kamen dadurch nur um einige wenigstens angenehme Erzeugnisse, die ein auch nur kurzer Frühling hätte hervorbringen können. War es aber ein vollständiges, so machte es sich, trotz aller Ungunst der Zeit und des Nichtzeithabens, Bahn, wie z. B. bei Logau, der trotz alles Jammers des dreißigjährigen Krieges und der ununterbrochenen Staatsgeschäfte, dennoch unsterbliche Werke lieferte. Aber was für Werke? Epische Gedichte? Romane? Dramen? Ach nein. Zu einer so langathmigen Begeisterung hatte er nicht Zeit. Ein Kuß der Muse kann nur ein Epigramm geben.

Die Sache hat ordentlich etwas Rührendes, und es ist ein Glück, daß ein ächtes Epigramm doch auch ein wahrhaftiges Gedicht ist, welches in seiner Kürze die Ausführlichkeit nicht vermissen läßt, sondern sie nur verhüllt. Denn wer würde z. B. nicht mit leichter Mühe aus jenem allbe-

kannten Epigramm auf den Mai, der mit einem Kuß verglichen wird, den der Himmel der Erde giebt, daß sie jetzo seine Braut, künftig eine Mutter werde, ein meilenlanges Gedicht verfertigen können? — Aber auch die leichteste Mühe würde hier eine thörichte sein, denn es ist bereits alles Nöthige gesagt worden, und wir brauchen keinen Commentar, da jeder Leser ihn selbst machen kann. Ja, wenn ich vollends an einige erfreulich tiefsinnige Epigramme des Angelus (Scheffler) denke, z. B. an das ewige:

„Mensch, so Du Gott nur liebst, kann er Dich nicht verdammen,
Er stürze sich denn selbst mit Dir in Todesflammen;"

so freue ich mich, daß er auch nicht ein einziges Wort weiter hinzugesetzt hat, denn der wahre Leser wird mit jedem Tage inniger fühlen, daß der Dichter hier das Höchste und Tiefste mit den kürzesten und keuschesten Worten ausgesprochen hat, und daß jeder, auch der glänzendste Wortreichthum hier nur schaden würde.

41.

Ernstes für Eltern und Erzieher *).

Die großen Mängel der vergangenen Zeiten sind oft betrachtet und gerügt worden; heute möge einmal einer, wenn auch negativen, doch im Negativen großen Tugend gedacht werden. So viele ältere deutsche Biographien, biographische Skizzen und Leichenpredigten — von den verschiedenartigsten Personen handelnd — ich auch gelesen habe, so entsinne ich mich doch keines einzigen Falles von Wahnsinn oder Selbstmord. Ich zweifle keineswegs, daß dergleichen auch sonst in Deutschland vorgekommen ist, aber ich weiß in der Geschichte der deutschen Cultur bis etwa zum Jahre 1770 kaum ein Beispiel anzugeben, daß ein namhafter Mann, z. B. ein Lehrer, Schriftsteller, Geschäftsmann von Wichtigkeit u. dgl., wahnsinnig geworden wäre, oder sich selbst den Tod gegeben

*) Schon vom Jahre 1822.

hätte, während die neuere Geschichte uns so viel Finsteres dieser Art mitzutheilen hat. Die Sache scheint fast zu traurig, um in ein Buch zu gehören, das sich schon auf dem Titel „heiter" nennt, und hoffentlich auch meistens heiter ist. Um aber überhaupt heiter sein zu können, dürfen wir uns vor keiner trüben Wahrheit scheuen; auch würde uns das Ignoriren derselben eben so wenig helfen, als es dem Strauße hilft, wenn er seinen Kopf in einen hohlen Baum steckt, um die Jäger nicht zu sehen, die ihn doch sehen.

Zuvörderst sei es fern, unendlich fern von uns Allen, über irgend einen Wahnsinnigen oder Selbstmörder den Stab brechen zu wollen, denn das göttliche „Richtet nicht" gilt überall und besonders hier. Ferner wollen wir jede würdige ärztliche Erklärung und Entschuldigung bei Einzelnen, ja sogar in vielen Fällen gern gelten lassen, dann aber, frei von jeder Weichlichkeit, den Grund von manchem jener traurigen Ereignisse in der häufigen geistigen und körperlichen Weichlichkeit der neuesten Zeiten finden. — Woher aber diese? — Wie einseitig und mangelhaft auch die Erziehungsweise unserer Vorfahren war; Eines gab sie doch fast immer, ich meine einen moralischen Impera-

tivus, ohne welchen es keine Sicherheit und Nothwendigkeit im Handeln giebt und Alles zuletzt in Laune und Willkühr sich auflöst. Mögen wir solche Willkühr immerhin „genialisch" nennen; mit vornehmen Klängen ist nichts geholfen, hier aber ist dieser Name eine vollständige Unwahrheit, indem ja eben nur bei reiner Harmonie der Kräfte und dem dadurch gewonnenen Verein der Freiheit und Nothwendigkeit Genialität stattfinden kann. Jeder ehemalige Unterricht und jedes alte moralische Lehrbuch fing mit der Betrachtung an, daß die Natur des Menschen verderbt und deshalb sein ganzes Leben ein ununterbrochener Kampf gegen die Sünde sein müsse, den er nicht allein, sondern mit Gottes Beistand siegreich durchkämpfen könne. Diese kurzen Sätze wurden fast täglich und in jeder Predigt wiederholt, so daß wir annehmen dürfen, sie seien Allen wenigstens historisch bekannt gewesen. Auch war ein Zweifel daran gewiß nur sehr selten, ja selbst bei den weniger religiösen Gemüthern blieb wenigstens der Glaube an die Nothwendigkeit eines moralischen Imperativ's. — In neueren Zeiten ist das Alles anders geworden, der Mensch ist gleich von Natur und von vorn herein ein sehr vortreffliches lieblich edles Wesen, seine

kleinen Unarten haben durchaus nichts zu bedeuten und machen ihn wol gar erst recht interessant. Der Wille der Kinder und Knaben ist stets höchst respectabel, er mag auch noch so verkehrt sein, und wenn sie ihn durch Schreien und Stampfen zu erkennen geben, müssen ihn die Erwachsenen augenblicklich befriedigen, damit die „ehrwürdigen" zarten Wesen sich nicht ärgern. — So erwachsend und mit jedem Tage mehr verwöhnt, tritt nun der Jüngling in die Welt, zu vielen andern gleichfalls Verwöhnten, er fühlt sich verletzt und in der Verletztheit schwach, er sendet einen Klagebrief nach dem andern an die gerührten Seinigen ab, über die entsetzliche Rechthaberei der Andern schreiend, ohne zu bedenken, daß ihn gerade diese eigene Krankheit, die gleiche bei Andern eher ertragen lehren sollte. Vater und Mutter, Oheim und Tante, Cousin und Cousine haben ihn zwanzig Jahre lang fast angebetet, und nun tritt er zu Leuten, die, weit entfernt, ihn zu adoriren, die Anbetung für *sich selber* haben wollen. An eigentliche Liebe ist gar nicht zu denken, und so thut sich nach und nach in der Gesellschaft von Egoisten eine Art von Hölle auf, denn wohin *kann* der verwöhnte Egoist anders geführt werden, als in den Vorhof der Hölle? Dann folgt

starre Verdrießlichkeit, die nach und nach Gewohnheit wird und zuletzt zu völligem Lebensekel werden kann. Einen solchen Zustand dürfen wir schon Wahnsinn nennen, wenn auch der damit Behaftete noch die Kraft behält, ihn in den meisten Fällen im bürgerlichen Leben zurückzupressen. Dafür weiß er sich jedoch gegen die verschüchterte Mutter, Frau, Geschwister u. s. w. zu entschädigen, die täglich den dumpfen, geistlosen Jammer der gekränkten Eitelkeit mit anhören müssen. Er selbst wird zwar nie zugeben, daß er eitel sei; er ist nur edelstolz oder genialisch; aber eben in diesem Rechtbehaltenwollen bei dem absurdesten und verworrensten Unrecht liegt jener halbe Wahnsinn, der bei exaltirten Naturen zum ganzen werden und bei noch heftigern zum Selbstmord führen kann *).

*) Von dem Wahnsinn und Selbstmord höherer Naturen (und aus höheren Prinzipien) zu reden, bleibe einem anderen Fragment vorbehalten. Wir Deutsche haben Selbstmörder gehabt, die an Größe der Idee bei der Wahl dieses Ausgangs selbst dem Cato und Kaiser Otho nichts nachgaben, obwohl freilich ihr äußeres Leben durchaus nicht so glänzend war. Wo dennoch auch bei ihnen der Irrthum lag, soll dann betrachtet werden; doch weiß der einfach Religiöse ihn ohnehin zu finden,

Ehedem (so sagt manches alte psychologisch-medizinische Handbuch) entsprang der ohnehin seltnere Wahnsinn bei Männern fast immer aus gekränktem Stolz, bei Frauen aus unglücklicher Liebe; jetzt — so möchte ich hinzusetzen — erscheinen beide gräßliche Fälle meist als Folgen der klügelnden Willkühr, Wählerei und Eitelkeit, für die es nie Befriedigung geben kann. Viele haben alle Herrschaft über ihre Gedanken verloren, sie kommen ihnen, ohne daß sie es wollen, und wirken zuweilen wie Pesthauch. Was wir ehedem mit derbem Scherz Raptus nannten, ist jetzt ein sehr ernster und häufiger Fall, ein passiver Zustand, der sich für handelnd hält, weil er sich wild und heftig gebehrdet.

Die meisten Menschen leben jetzt nur mit halber Seele, denn sie sind aufs Aeußerliche gestellt, ihr Leben ist ein Schein- und Schimmerleben ohne alle innere Wahrheit, sie können nicht mehr recht lieben, recht glauben, recht zürnen, recht hassen,

---

oder doch zu ahnen. Indessen wird gerade ein Solcher jenes göttliche „Richtet nicht" immer vor Augen haben, und hier besonders soll seine ganze Seele mit jenem Spruch erfüllt sein.

recht weinen, recht lachen. Alles ist halb, und das Halbe kann der ernsten, ja fast furchtbaren Zeit nicht widerstehen.

Wo aber wollen wir in diesem Fragment die Heiterkeit hernehmen? Ich will nur Eines nennen und zwar — zur Ueberraschung mancher Leser - aus jener unendlich ernsthaften, ja furchtbaren Zeit Hoffnung und Trost schöpfen. Sie hat uns jede, auch die trefflichst bemalte hölzerne Stütze zerbrochen, und selbst dem Leichtsinnigsten ist es aufgegangen; so wie er es bisher getrieben, gehe es nicht mehr. Wohlan! so wollen wir uns denn bemühen, die ewige Säule zu umfassen, und wenn wir das ganz wollen, mit Demuth und Kraft wollen, so finden wir sie gewiß. Ruhen wir aber an ihr, was kann uns Böses begegnen?

42.

Wer darf tadeln?

Nur der Deutsche, der sich einer reinen Erkenntniß und Liebe für Deutschland bewußt ist, darf seinen Zorn und Tadel über so manches mit Recht Misfällige im deutschen Thun und Treiben — in welcher edlen Form er will — mittheilen. Er soll es jedoch nur den Deutschen gegenüber thun, aber in Gegenwart von Fremden verhülle er mit sorgfältiger Pietät die Schwächen der alten Mutter, und vertheidige sie wie Hektor die Burg seiner Väter, obwohl in dieser Burg manches ihm selbst Misfällige vorfiel. Ueberhaupt ist fast Alles, was vom Auslande her über Deutschland gesprochen wird, ohne Gehalt, ja es geht meistens völlig in das Leere hinein, da den Fremden gewöhnlich die eigentliche Handhabe fehlt, mit der man allein Deutschland erfassen kann. Einige Engländer, Schotten und Franzosen haben in neueren Zeiten diese Handhabe wirklich erfunden, und ich möchte

diesen trefflichen Männern (so wie auch vielen von uns) nur das eine wohlbekannte, gar nicht mephistophelisch gemeinte, sondern recht treuherzige Wort zurufen:

Da seid ihr auf der rechten Spur,
Nur müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen.

Wir sollten doch auch endlich einmal aufhören, den tollen und verkehrten Urtheilen einiger fremden Journale, Reisebeschreibungen u. s. w. über Deutschland die Ehre anzuthun, sie wieder abdrucken zu lassen, denn nicht durch bloße Ausrufungen verschwinden lästige Fliegen, und noch weniger durch Ausrufungszeichen. Besser wäre es, zuweilen zu erinnern, daß selbst zu einigen ästhetischen Fehlern mancher deutschen Autoren gewisse Fremde, besonders solche, die nicht einmal einen rechten Anfang von Nationalliteratur haben, noch nicht Tugend genug besitzen. Ich spreche hier nur vom literarischen und gebildeten deutschen Volk; der Pöbel gehört in die Litanei, wie freilich überall.

43.

Deutsche Polemik alter und neuer Zeit *).

Deutschland hat ohne Zweifel die größten künstlerischen und wissenschaftlichen Polemiker, denn es besaß oder besitzt noch: Luther, Lessing, Schiller, Goethe, Fichte, Schlegel, Tieck u. a. Dagegen ist fast alles Polemische, das sich seit etwa funfzehn bis zwanzig Jahren bei uns gezeigt hat, ohne Gewinn für Wissenschaft und Kunst, ja nicht selten roh und ideenlos. Mancher elende literarische Sünder, der sich gern einen Namen gemacht hätte, nahm irgend einen großen oder bedeutenden Schriftsteller zur Zielscheibe seiner Frechheit. Er wollte nur ein wenig Lärm machen und war schon so ziemlich zufrieden, wenn ihm irgend ein guter Recensent einen Thersites nannte. Das gab dann wieder zu einer schimpfenden Klage von seiner Seite Anlaß, Hinz mischte sich in Kunzens Affairen und Hans versuchte sich auf den Indifferenzpunkt zu

*) Geschrieben 1830.

stellen. Kamen dann Abends die Theegesellschaften zusammen, so brachte Peter ein paar dergleichen mit „Mäusedreck und Coriander" angefüllte Blätter herbei, und wenn er die Gesellschaft orientirt hatte, so hieß es gewöhnlich: „Es giebt doch jämmerliches Schreiberpack in Deutschland; aber man amüsirt sich doch dabei." Die Luthers-Enkel und Enkelinnen gähnten und kicherten, ekelten und ergötzten sich zu gleicher Zeit, ja sie mochten gewisse bösartige Hanswürste ziemlich wohl leiden. Was ist dabei zu thun? Am besten ist es, so wenig als möglich sich um dergleichen zu bekümmern, und fällt uns ja einmal so etwas in die Hände, schnell die Hoffnung zu ergreifen, daß der Ekel über solche schmutzige Seichtigkeit so wie über die Sprünge der betrunkenen Unsittlichkeit und aufgestachelten Bocksnatur selbst bei der Mehrheit des Publikums nicht lange ausbleiben könne, wodurch dann diesem Unwesen ein Ende gemacht werden wird. Ihr aber, ihr Besseren, Alt und Jung, wartet jenen Ekel der Menge nicht ab, sondern zeigt, wie ihr auch zuweilen bisher thatet, daß ihr ächte geistige Brüder jener Lessing, Fichte, Tieck u. s. w. seid, und vor allen Dingen hütet euch ja, euch mit schmutzigen Gesellen weitläufig einzulassen. Man darf

wol ein paar tüchtige Worte über sie reden; aber nur im höchsten Nothfall zu ihnen. Laßt euch ja nie von der Leidenschaft überwältigen, und vergeßt nie, daß jene Frechheit, Pöbelei u. s. w., die vermuthlich auch gegen euch vorgebracht wird, durchaus kein Leben habe, sondern in sich todt sei. Eure Polemik treffe immer nur die ganze Richtung, und sei sie wissenschaftlich oder künstlerisch, die höchste Kürze ist immer am meisten zu empfehlen, ja man möchte für solche Fälle eine Dichtungsart erfinden, die noch kürzer sei als eine Xenie. Greift ihr aber einmal einen einzelnen Sünder, gleichsam decimirend heraus, so ist es möglich, daß ihr ihn in seiner Erbärmlichkeit auch dem blöderen Blicke darstellen könnt; aber hofft nicht zu sehr darauf, daß ihr damit viel ausrichten werdet. Das große Publikum amüsirt sich weit mehr, wenn ein edler Schriftsteller unwürdig behandelt, als wenn ein literarischer Wicht als solcher bezeichnet wird. Vergeßt ferner nicht, daß gegen eine gewisse Gattung von Unverstand und Schamlosigkeit, wie wir sie bei einigen dickstirnigen und gleichsam hartgesottenen Scribenten finden, auch das stärkste und klügste Wort nicht das Mindeste hilft. Darum ist es immer das Beste: schlagt eure edlen Gegner mit edlen

Werken der Wissenschaft und Poesie, und nehmt von den unedlen so wenig Notiz als möglich. — Wollt ihr aber durchaus polemisiren, so polemisirt nur über Ideen! Denkt dabei an den Mann, den ihr mit Recht so liebt, an Lessing. Selbst in einer Zeit, in der man so gern kämpfte, als Jüngling, fertigte er doch jeden Angriff, in welchem kein Gedanke vorwaltete und wo nichts zu sehen war, als das freche Gelüst, ihm eine böse Stunde zu machen, mit bloßem Stillschweigen oder verachtendem Achselzucken ab. Lange's elende Uebersetzung des Horaz war werth, in ihrer Schlechtigkeit gezeigt zu werden, da der seltsamer Weise viel geltende Name des Uebertragers, so wie dessen berühmte lobende Freunde dem Studium der noch unreifen Jugend großen Schaden thun konnten, und wir müssen Lessingen deshalb loben, daß er mit Kraft, Gründlichkeit und Spott den Unwerth jenes Buches zeigte. Was aber antwortete er auf die nun folgenden Schmähschriften der Langeschen Partei, und auf die witzelnden Schimpfepigramme der Gottschedianer, die sich über ihn und seinen Gegner lustig machen wollten? Nichts. Was auf das pasquillische Heldengedicht, das gleich auf dem Titel mit schlechtem Witz seinen umgekehrten

Namen trägt „Gnissel"? Abermals nichts; und mit Recht, denn was läßt sich gegen Albernheiten thun? Man darf allerdings sagen, daß es Affereien sind, aber man thut doch wenigstens besser, dem Leser das Urtheil selbst zu überlassen, denn auch das Nennen mancher Gegner ist schon gegen die sittliche Vornehmheit. Sagt nicht: Lessing habe das wol thun können, denn sein Ruhm sei unerschütterlich gewesen. Dem ist nicht also, denn keines Menschen Ruhm ist unantastbar und für eine gewisse Zeit läßt sich selbst der größte verdunkeln; auch fallen die eben bezeichneten Angelegenheiten bekanntlich in Lessings frühere Jugend, als er erst begann, sich seinen Ruf zu erwerben (1752 ff.).

Folgen wir ihm dann weiter, so finden wir ihn im Kampfe mit Klotz, nicht aber lediglich mit dem Geheimerath Klotz in Halle, sondern mit ihm, dem Repräsentanten einer unsittlichen, verkehrten Richtung, mit ihm, der durch lockende Persönlichkeit, mancherlei Kenntnisse und blendende Talente gar viele junge Männer für jene falsche Richtung gewonnen hatte. Die „geschnittenen Steine", über die hier verhandelt wird, sind für den Freund des Alterthums ohne Zweifel von nicht geringer Wichtigkeit, und Lessings Kenntnisse sollen auch hiebei

in großen Ehren gehalten werden; aber bei weitem wichtiger ist doch der Kampf, den er in jene Streitigkeit verwebte, der siegreiche Kampf gegen Absprecherei, Heuchelei, Zweizüngelei, Kabalenmacherei, falsche Höflichkeit u. s. w. — Eine noch erhöhtere Polemik finden wir in der Dramaturgie, die man als eine ästhetische Emancipations = Acte der Deutschen betrachten darf. Eine gründliche und heitere Beurtheilung einiger der angestauntesten Tragödien des Corneille und Voltaire wäre schon sehr dankenswerth gewesen; aber er begnügte sich damit keinesweges, es galt die Rechtfertigung der reinen griechischen Ansicht vom Trauerspiel und der griechischen Tragödie überhaupt, es galt den Umsturz des herrschenden tragischen Prinzips der Franzosen und nachahmenden Deutschen, so wie die Vindicirung jenes Throns für Shakspear, der bis dahin durch die Berufung auf den misverstandenen Aristoteles sich kaum blicken lassen durfte. Und damit vergleiche man nun manche der neueren schriftstellerischen Kämpfe, selbst der berühmteren! Welche Selbstsucht, welche blinde Wuth! welche Ideenarmuth! welcher gespreizte Persönlichkeits = Hochmuth! welche Un = Vornehmheit! welche Waschweiberberedsamkeit! welche gezwickte und gezwackte Witzelei!

welche Belaurerei! Und um was dieses zänkische Gekreisch? Meistens um eine Fliege oder Bremse zu tödten, die sich aber nicht tödten lassen will und im nächsten Blatt wieder summt: „ich lebe doch noch!" worauf nach acht Tagen eine abermalige Grablegung erfolgt. Einen Bock melken und ein Sieb unterhalten, giebt wahrlich noch einen lustigen Anblick im Vergleich mit so vielen Schriftstellerzänkereien, wie wir sie erleben mußten. — Gute Ausnahmen haben freilich nie gefehlt und fehlen auch jetzt nicht; denn in Deutschland kann der gute Sinn und das Streben nach Gründlichkeit nie ganz ausgerottet werden; aber Ausnahmen sind doch immer nur Ausnahmen und gewähren keinen hinreichenden Trost für so manches scandalöse Spectakelstück, das selbst nahmhafte Schriftsteller in neueren Zeiten aufgeführt haben. Tröste sich ja Niemand damit, dergleichen deute doch auf „Kraft" hin, sonst müßte selbst das Schreien eines Betrunkenen als Kraftäußerung gelten. Das Blocksbergsgewühl in der Walpurgisnacht ist ohne Zweifel sehr unsittlich, doch gewiß interessant; aber das Geklatsch, Gekreisch, Gequäk und Gebrüll in einigen literarischen Schenken ist bloß ekelhaft, und

selbst Nym und Bardolph würden sich nicht entschließen, hinein zu treten.

— — Ich freue mich recht über die abermalige Erinnerung an diese Fallstaffs-Gesellen *), denn wenn wir an ihre Schenke denken, vergessen wir leicht, daß in einigen unserer literarischen Buden nicht viel Ergötzliches zu hören ist.

*) Vergl. Nr. 33. am Schluß.

44.

Der Tod aus Furcht vor dem Tode.

Als F. Schlegels Alarcos erschienen war, wäre es nicht unverdienstlich gewesen, wenn ein Unpartheiischer, versucht hätte, die Originalität dieses seltsamen Schauspiels anerkennend, den Mechanismus des Pathos, die kalte Pracht der gemalten Flammen neben einzelnen wahrhaftigen Strahlen, das Wilde und doch so Befangene in der Empfindung, das Imponirende und Selbstgefällige des damals neuen Assonanzen-Geräuschs, das aber bald ermüdet u. s. w., bescheiden und kräftig aus einander zu setzen; allein das war für die meisten Gegner viel zu schwer und sie wählten daher das Bequemere: in das Blaue oder vielmehr in das Graue hinein zu schelten. Um aber doch auch zu beweisen, wie schlecht das Stück sei, führten sie lärmend oder kichernd die Verszeile an:

Aus Furcht zu sterben, ist er gar gestorben u. s. w.

als enthalte sie den ungeheuersten Unsinn. Nun ist zwar selbst die Mehrheit der Deutschen gebildet genug, um bei einem auch nur minutenlangen

Nachdenken einzusehen, daß jene Zeile recht vernünftig sei; allein es war doch gar zu angenehm, über einen berühmten Mann herfahren zu können, und so witzelte und kicherte man eine Woche und einen Monat nach dem andern ruhig fort, denn nur selten hatte Jemand Muth oder Lust, die viel zu berühmt gewordene Zeile in Schutz zu nehmen und dabei zu erinnern, es sei eben tragisch richtig gedacht, jenen wüthenden Tyrannen im Alarcos, der so schnell fertig ist mit Todesurtheilen, gerade an verworren wüthender Todesangst sterben zu lassen. Mit dergleichen Bemerkungen bringt man die Leute indessen nicht zum Schweigen, es mußte stärker kommen, und was ist für die Menge das Stärkste? Eine ästhetische Autorität. Es kam nämlich an den Tag, daß jener Gedanke auch in einem griechischen Tragiker (ich weiß nicht gleich in welchem) vorkomme, so daß F. Schlegel fast nur als absichtlicher oder zufälliger Uebersetzer desselben zu betrachten sei. Und siehe, da wurde Alles still, ganz still, denn gegen so trefflich anerkannte und gleichsam hochgeborne Herren, wie die griechischen Tragiker, anzubellen, schien zu gewagt; so etwas blieb späteren Zeiten vorbehalten. Ob man sich nun geschämt habe, weiß ich nicht, zweifle

auch, da man sich gern jedes unangenehme Gefühl erläßt, wenigstens ist nie deshalb um Vergebung gebeten worden, was denn doch billig die Fortsetzung eines rechten Schamgefühls sein soll. Es wurde nun, wie gesagt, still.

Indessen scheint doch die ganze Sache wichtig genug, um sie mit wenigen Worten der Nachwelt aufzubewahren. So mag es auch von einigem moralischen Nutzen sein, sich zu erinnern, daß jene Zeile eine offenbare Wahrheit enthält, indem leider gewiß gar viele Menschen lediglich an der Furcht zu sterben, sterben, nachdem sie vorher schon oft geistig halb gestorben sind. Darauf deutet auch Shakspears Julius Cäsar mit den großen schlagenden Worten hin:

„Der Feige stirbt schon vielmal, eh' er stirbt,
Die Tapfern kosten Einmal nur den Tod.
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß sich Menschen fürchten,
Da sie doch sehn, der Tod, das Schicksal Aller,
Kommt, wann er kommen soll."

Worte, die man nicht bloß auswendig lernen, sondern innerlich anerkennen und ihrem guten Sinne nach praktisch durchführen sollte.

45.

Für manche junge Dichter *).

(Das Nachtarbeiten betreffend.)

Unter Vielem, was ich Euch an's Herz legen möchte, komme heute nur Folgendes zur Sprache. Arbeitet nicht des Nachts. Diese Regel gilt, obwol sie Ausnahmen hat, denn es giebt heilige Pflichten des rein menschlichen und bürgerlichen Berufs, dem alles Andere nachstehen muß; auch kann ein Grad der Begeisterung walten, dem wir in der bestimmten Zeit nicht gut widerstehen können, so daß wir selbst augenblicklich die Feder zum Ausbilden

*) „Für junge Dichter" freilich besonders, weil bei diesen die gerügte Uebertreibung sich am meisten findet; indessen giebt es doch auch gar manche wackere Jünglinge, die im Eifer um die Wissenschaft im Allgemeinen, oder im an sich löblichen Streben nach bürgerlicher Thätigkeit selbst die gerechtesten Anforderungen der Natur überhören oder abweisen. Daß dieser kleine wohlgemeinte Aufsatz (mutatis mutandis) auch diese Jünglinge angehe, darf ich wohl nicht erst versichern.

des poetischen Kunstwerks in die Hand nehmen müssen. Allein dieser allerhöchste Grad ist sehr selten und nähert sich zuweilen schon einem gewissen Krankheitszustande, der, so bedeutsam er auch sein mag, dennoch der reinen und vollständigen Gesundheit nachsteht. Das Nachtarbeiten — ach ich habe es nur zu wohl gekannt! — hat unendliche Reize; aber das Reizende ist nicht immer schön. Alles um uns her ruht im Schlaf, wir öffnen das Fenster und eine laue Sommerluft weht besänftigend die heiße Jünglingsbrust an. Die Nacht hat allen Gegenständen ihre grellere Farbe genommen, aber unsre Phantasie ist reich genug, Alles mit glänzenderen Farben auszustatten. Zuweilen ertönt wohl eine Orgel auf der Straße, und die alltäglichsten Melodien gewinnen in der Dunkelheit eine zauberische Kraft. Aus fernen Häusern schimmert vielleicht noch ein einzelnes Licht, und es dünkt uns, als sähen wir ein schönes Mädchen, das, den reichen Lockenkopf auf den nackten Arm gestützt, eifrig in einem Buche liest, welches höhere Phantasien begünstigt, die der laute und doch einengende Tag verscheucht hatte. Vielleicht ist es gar ein Werk von Dir, mit dem sie sich beschäftigt, oder, falls Du das nicht hoffen darfst, auf! dichte schnell ein noch

besseres, daß Du in wenigen Monaten der Leiter ihrer Phantasie werden mögest. Rasch schließest Du das Fenster, lässest die Vorhänge nieder und trittst zurück in Dein Zimmer. Wie behaglich dünkt Dich hier Alles, wie sauber und nett! Wie leuchten Dich die beiden Wachslichter auf dem runden Tisch an, welch' ein süßer Duft von dem Trank, den die Levante schenkt! Jetzt schnell, daß wir die Begeisterung in ihrem gewaltigen Fluge erhaschen! Nun fliegt die Feder, wie jugendliche Tänzer von Musik gehoben und von den schönsten Augen angestrahlt. — Es schlägt Mitternacht, und wir hören die Glocke gern, denn die Geisterstunde wirkt magisch auf den Geist ein. Es schlägt eins, aber wir hören es nicht mehr, denn wir vernehmen nur noch die Reden, welche die Personen in unserem Roman wechseln. Es schlägt zwei, noch immer keine Aufmerksamkeit auf den Glockenklang, endlich drei, da weht uns die frische Morgenluft unerfreulich an. Kopf und Augen brennen und die Füße sind kalt geworden, denn die Natur rächt alle Unnatur auf eine Weise, die wir immerhin prosaisch nennen mögen; sie kehrt sich nicht daran. — — Aber die Jugend ist so unendlich reich an Kraft, daß sie jenes Mißbehagen bald verscheuchen kann, etwa durch einen

Spaziergang, oder gar nur durch ein einziges Glas Wein. Mit stolzem innerm Lächeln betrachten wir dann die Menschen um uns her und sagen etwa: „Ihr habt geschlafen, um zu eurer rohen Arbeit zurückzukehren; wir schliefen nicht, sondern arbeiteten und arbeiten noch jetzt und sind doch frisch.“

So vergehen Wochen, Monate, Jahre, und wir haben während dessen Jahrzehnte gelebt. Da erfaßt uns plötzlich — vielleicht an einem herrlichen Sommermorgen, den wir nun nicht mehr ganz genießen können, — der schneidende Gedanke: „Du lebst in einem feindlichen Verhältnisse zur Natur, und sie will schlechthin nicht, daß man so lebe, wie Du lebst.“ Es wird Dir schwerlich an einigen hundert witzigen Einfällen fehlen, mit denen Du das Misgefühl und allenfalls auch die ganze Natur und ihre Gesetze bekämpfest; aber zum erstenmale wollen Dir Deine Bonmots nicht zusagen, und die Natur schreitet ihren gemessenen Gang fort, ohne sich an Deine Scherze zu kehren. Dann vergeht wieder einige Zeit und Du bist schon nicht mehr recht glücklich, bis Du endlich — und vermuthlich abermals plötzlich — gewahr wirst, daß Du leidest und krank bist. Krank? Das Wort verstehen Gott Lob! nur Wenige, denn nicht Die kennen es, die ein

paarmal ein tüchtiges Fieber oder überhaupt ein paar ordinaire, in allen Lehrbüchern abgehandelte und gleichsam zutrauliche Krankheiten überstanden haben, auch nicht Die, welche zuweilen heftige körperliche Schmerzen leiden — dergleichen Misgeschick überträgt selbst ein mäßig tapferes Gemüth leicht — krank ist eigentlich nur Der, der immer krank ist, d. h. der in Freude und Schmerz, in Arbeit und Genuß stets Hemmungen fühlt, von denen der Gesunde kaum eine entfernte Ahnung zu fassen vermag. Ein solcher Kranker bedarf zu jeder Stunde eines großen Theils seiner Kraft, um nur mit Anstand krank zu sein, und wenn eine gewisse innere Vornehmheit ihm zu Hülfe kommt; so kann er es zuletzt dahin bringen, daß er bei weitem gesunder scheint, als tausend Gesunde, die ihre Gesundheit nicht erkennen, nicht verdienen und nicht zu genießen wissen. Ein solcher Kranker lebt gleichsam in einer ununterbrochenen Schlacht, und darf die Rüstung nicht abthun; es gelingt ihm zwar, sich mit Würde in ihr zu bewegen, doch nicht ohne Schmerz, den indeß nur der tiefere Blick bemerkt, oder auch nur ahnet.

Dennoch fühlt jener Kranke gar wohl, wie unendlich glücklicher er sein würde, wenn er die Summe

von Kraft, die er zur Bekämpfung und Ertragung des Leidens anwenden muß, für die reine Arbeit und den reinen Genuß aufwenden könnte. Dann findet er vielleicht eine der ersten Ursachen seiner Hemmungen in jenen Nächten ohne Schlaf. — — Aber lassen sich denn solche Nächte wieder nachholen? Ach nein! denn der Schlaf der Jugend hat etwas so Tiefes, Herrliches, Balsamisches, daß auch der ruhigste Schlummer der männlichen Jahre nicht mit ihm wetteifern kann, weshalb man auch wohl thut, in späteren Jahren, in der Erinnerung an den frühern Schlaf einzuschlummern. Haben wir aber in der Jugend den Schlaf nicht genossen — vielleicht ohne unsre Schuld, durch ein großes dauerndes Unglück — oder gar mit übermüthiger Willkühr verjagt, dann steht es in späterer Zeit gar übel. Die Nacht ist eine wunderbare geheimnißvolle Gottheit, die sich nur im Schleier zeigt und auch nur durch den Schleier der Träume genießen lassen will. Nur sehr selten erlaubt sie dem Jünglinge, von Mondschein, Musik und Liebe begünstigt, das Wachen, sonst liebt sie nur die schlafenden und träumenden Menschen. Aber im Vergleich mit dem Gott des Schlafes ist sie noch immer milde. Dieser Genius ist nicht ohne

harten Eigensinn, und wie er in günstigem Verhältniß uns beglücken mag, so kann er auch, beleidigt, sich abwenden, ja sogar nachtragen. Dann helfen keine Bitten, denn diese Bitten haben viel zu viel Feuer; der Schlaf will nur mit einer gewissen gelinden Schläfrigkeit angefleht sein und in dem also Leidenden ist nun einmal nichts Schläfriges.

Lieber Leser — ich rede Dich sonst nicht so leicht expreß an, doch mag es diesmal geschehen — wir wollen uns nicht rühren durch weiteres Ausmalen; aber darf ich sagen: ich wünschte, Du dächtest in einer guten Stunde recht ernsthaft über die Sache nach, die ich hier nur schonend leise berührt habe. Vergiß nicht, wenn Dir etwa phatastisch-übermüthige Gedanken kommen sollten, daß selbst Shakspear's großer Brutus beim Anblick des schlummernden Lucius mit tiefer, wenn auch lächelnder Wehmuth sagt: „Ich wollt' es wär' mein Fehler, so zu schlafen," und daß er sich gerechte Vorwürfe macht, den lieben Knaben geweckt zu haben.

46.

Religion.

Manchem ist sie Wissenschaft, vielleicht die Wissenschaft aller Wissenschaft; Andern ist sie Unwissenschaft, ja Anti-Wissenschaft und Schutz vor aller philosophischen Erkenntniß.

Der erste Irrthum kann leicht gehoben werden, auch läßt sich bei dem Wort „Wissenschaft aller Wissenschaften" sogar das Vortrefflichste denken. Der zweite Irrthum ist kaum ein humaner zu nennen und kann (so traurig es auch klingt) als ein — bestialischer gelten. Sobald er zum Bewußtsein gelangt und sich selbst bespiegelt, steigert sich dabei die Frechheit bis zum Unerhörten, da das reine Thier auf religiöse Anschauung keine Ansprüche machen würde. Jener bekannte frömmelnde Jüngling, der vor langen Jahren einmal das seufzende Wort sagte: „Nicht wahr, lieber Herr Hofmeister, wenn ich nur recht fromm bin, so brauche ich nichts zu lernen?" war nicht bloß lä-

cherlich bequem und träge, sondern wahrhaft frech und sündhaft. — Religion ist Tiefe des Gemüths, durchaus Gesinnung, Element alles wahrhaftigen Lebens; wie möchten wir denn in einer solchen Lebensluft jemals das Streben verlieren können für irgend eine edle Wissenschaft und Kunst? — Frömmelnde Träumerei und enge Wörter-Andacht ist der schlimmste Müßiggang, denn er zeichnet sich vor dem gewöhnlichen — der doch seiner selbst bald überdrüßig zu werden pflegt — durch eine gewisse zähe Selbstzufriedenheit aus, die zuletzt in völlige Erstorbenheit übergehen kann. Und in dieser Verfrorenheit ruft der Mensch dann doch wol noch: „Seht, wie ich blühe!“

47.

Bedeutsamkeit des Gedruckten.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst ist ohne Zweifel eine heilige, und der bloße Gedanke: „was Du jetzt schreibst, wird durch dieselbe vertausendfacht, und geht dann oder kann wenigstens gehen durch alle fünf Welttheile,“ sollte selbst den Leichtsinnigsten rühren oder erschrecken können. Aber es rührt ihn nicht und erschreckt ihn nicht. Der Gedanke, auch wenn er kommt, hat schon seine Stacheln und seinen Reiz verloren. Was ist es denn nun mehr um ein gedrucktes Buch? oder gar um einen kleinen Aufsatz? Man sieht dergleichen an, sagt „Hm, hm“ oder „ei, ei,“ oder „ei der tausend“ und legt ihn weg um morgen von neuem ein anderes „Ei, ei“ zu lallen. Freilich kann es so kommen, auch ist es denkbar, daß von 100 Büchern 90 und von 1000 zerstreuten Aufsätzen 990 zu Grunde gehen; es ist aber nicht minder möglich, daß ein einziges gerettetes Exemplar, ein ein=

ziger Bogen, ein einziges Blatt noch nach Jahren, Jahrzehnten und Jahrhunderten nah und fern die wunderbarsten Wirkungen hervorbringt. Was Dir jetzt in einer müßigen Stunde der Genius oder der Kobold eingiebt, und was Du etwa nur so hinzutändeln meinst, kann, durch ewige Lettern festgehalten, auch die Gestalt und Gewalt eines Kobolds oder Genius gewinnen. Vergiß nicht, daß eine gedruckte Schrift doch mit aller Gewalt kaum wieder aus der Welt zu bringen ist, ferner, daß es Bücher, Aufsätze, Blätter, oder gar *Zeilen* giebt, die mit jedem Jahre jünger, frischer und lebendiger werden, und was Du jetzt auf Deinem Sopha für unschuldig oder nur für pikant-angenehm hältst, ohne genau darüber nachzudenken, kann Dir vielleicht nach zehn Jahren um Mitternacht plötzlich als sehr schuldvoll, wüst und verwüstend erscheinen. Unsere Vorfahren pflegten deshalb jungen Autoren einzuschärfen, sie sollten sich beim Schreiben sämmtliche deutsche Kreise vor ihnen sitzend und aufhorchend denken und dann unerschrocken und muthig, aber bescheiden und vorsichtig reden. Ich gehe noch weiter und bitte: Denkt euch sämmtliche fünf Welttheile (bis zum jüngsten Tage) als eure Zuhörer, und überlaßt dann dem Himmel, ob ihr fünf Milliarden oder

fünfhundert, oder funfzehn Leser bekommen werdet. Diese funfzehn danken es euch gewiß, und ihr selbst noch mehr, denn ihr werdet dann (falls ihr ihn noch nicht hättet) den rechten Muth und die rechte Bescheidenheit, den rechten Ernst und den rechten Humor bekommen. „Den rechten Humor" wiederhole ich, denn der Himmel bewahre uns vor allem schüchternen oder gar finstern Ernst.

48.

Erinnerungen und Andeutungen aus meinem Leben *).

A.

Hagedorn's Hühnchen.

Wenn der erste Strahl der Poesie oder auch nur der zu poetischen Träumen hingerichteten Phantasie in mich eingedrungen ist, kann ich nicht genau angeben und vielleicht vermag das auch Niemand, da hier, wie sich von selbst versteht, von keiner durch Buchstaben, sondern durch das Leben selbst veranlaßten dichterischen Empfindung und Anschauung die Rede sein kann. Wohl aber weiß ich, daß ich schon im dritten oder vierten Lebensjahre des poetischen Leidens (der poetischen Empfänglichkeit), der Ahnung eines verhüllten Lebens in dem schein=

---

*) Bruchstücke aus einem größern Werke, das ich nach einigen Jahren dem befreundeten Theile des Publikums übergeben zu können hoffe.

bar Todten, so wie der „Wonne der Thränen" fähig war. Des ersten gedruckten Gedichts, welches mich mit dem geheimen Schauder der Poesie anwehte, erinnere ich mich sehr deutlich, und noch heute wirkt jene Uebermacht, die es auf mich in jenen Lebensjahren ausübte, auf eine seltene Weise fort. Es ist die Hagedornsche Fabel vom „Hühnchen und Diamant", das ich den Lesern, die nur vergeßlich sind, ohne sich der Vergeßlichkeit zu rühmen, hier gern wieder mittheile:

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant,
Und verscharrt' ihn in den Sand.
„Möchte doch, mich zu erfreun,
Sprach es, dieser schöne Stein
Nur ein Waizenkörnchen seyn."

Ich konnte dies Lied nie laut hersagen, ohne von Rührung überwältigt zu werden, weshalb ich das auch bald unterließ, und obwol ich sonst im Buchstabenmalen und Abschreiben von Gedichten eine ganz eigene mystische Freude fühlte, so konnte ich mich doch nicht entschließen, dieses Gedicht abzuschreiben, weil ich mich vor demselben fürchtete. Sonst machte ich mit den Liedern wenig Umstände, sobald sie bloße Urtheile und Sentenzen enthielten,

und auch die Empfindungen zogen mich nur an, wenn ich den Empfindenden zu sehen glaubte. Wie angenehm mochte das Hühnchen gewesen sein, wie graziös-lebendig und fröhlich! aber jetzt hungerte es, und seine Schönheit war geschwunden. Da suchte es nun überall herum, immer noch harmlos und genügsam, selbst mit der gemeinsten Nahrung; aber auch diese fand es nicht, und der Hunger wurde immer bänglicher und peinlicher, als plötzlich dem schon kranken Auge der magische Schein des schönen Diamanten entgegen funkelte. Wie freut es sich an dem Glanz; aber es kann sich nicht lange freuen, denn irdisches Bedürfen zwingt es, von dem Glanz auch Nahrung zu verlangen, und die hat der Stein nicht. Da verscharrt das arme Hühnchen mit letzter Kraft das leuchtende Kleinod, und stirbt. Das ist freilich eine wehmüthige Geschichte, aber mit nichten weinerlich, denn es ist doch immer schön, daß das arme Thierchen noch vor seinem Ende einen solchen Glanz genossen hat. Ich habe als Kind oft von diesem Hühnchen geträumt und ihm zu Hülfe zu kommen gesucht; doch war es jedesmal zu spät, und der schlimme Sand wollte auch den Diamant nicht wieder geben.

Aber auch in den Jahren der Erwachsenheit

hat mir das Lied zuweilen Sorge gemacht, und in der That ist es vieldeutig genug. Sind etwa — ich erschrecke über meine eigene Frage — die deutschen .... Dichter solche verhungerte Hühnchen? und gar im realsten Sinn? Es giebt deren allerdings; indessen sind doch die meisten, die mir vorgekommen, nicht allzusehr mit den Sorgen für das Waizenkörnchen belastet — ein wenig Bemühung deshalb kann nicht schaden — sondern was sie drückte, war etwas viel Höheres, z. B. daß man oft den Sand mehr schätzte, als den Stein. Die Sache ließe sich überlegen. Waren denn ferner gar keine Käufer in der Nähe, welche wußten, daß man für einen Diamant viel tausend Waizenkörner einhandeln kann? Oder wäre etwa gar das verhungerte Hühnchen nichts Geringeres, als ein Abbild unseres lieben alten Deutschlands selber? Und hungert die besagte Germania etwa bloß nach Waizen, Roggen, Gerste und Spelt? Es sind treffliche Gottesgaben und sie hätte sehr recht, wenn sie darnach verlangte; aber nur? bloß? lediglich? allein nach diesen? So schlimm steht es nicht, und selbst eine Gesellschaft der eingefleischtesten Philister mag bei der dritten Flasche recht gern in den Bonbons Räthsel und Charaden finden. Man liebt

also doch offenbar bei uns die Poesie!! Die Poeten müssen sich nur hübsch artig und anstellig zeigen, und das verhungerte Hühnchen hatte doch Unrecht — zu verhungern. — Wie? oder bezeichnete jenes Waizenkörnchen — auf die edelste Getreideart hinweisend — doch noch etwas Anderes? Weder Diamant noch alltägliche Nahrung? Sollte es etwa gar ein noch zu hoffendes schöneres, großartiger gebildetes und für seine großen Denker und Dichter zärtlicheres Deutschland bedeuten? Ein regeres Leben? — Darnach könnte sich freilich selbst ein gutes Hühnchen und Täubchen sehnen, aber darüber vor Gram untergehen wird es schwerlich, und der Dichter hätte, wenn er so etwas gewollt, eher einen Falken oder Adler aufführen müssen. — Uebrigens ist dem alten, doch immer jungen und leider schon als fünf und vierzigjähriger Jüngling geschiedenen Hagedorn manches Bedeutende zuzutrauen, denn schon im Jahre 1746 nannte ihn Klopstock den freien gottvollen Poeten, was viel sagen will. Sonst hat er freilich mit seinem rührenden Gedichte nur wenig anzufangen gewußt, denn er setzt ihm die Zeilen unter:

Unglücksel'ger Ueberfluß
Ohne nöthigen Genuß,
Der ihn schätzbar machen muß.

Die berührten mich als Kind gar nicht, und auch als Erwachsener fand ich sie ein wenig matt und nicht sonderlich hieher gehörig *).

B.

Schönes Wetter.

Es scheint mir sehr wichtig, zu untersuchen, was ein Kind Aeußeres bedarf, um ausgezeichnet vergnügt zu sein. Ich selbst bedurfte außer dem, was die vierte Bitte enthält, nie etwas Anderes — als schönes Wetter, weshalb ich auch, beiläufig gesagt, nie ein Wettergespräch (es hätte sonst ganz ungebührlich lang sein müssen) für uninteressant erklären konnte. Das bloße Wort „Mai" hatte für mich einen Zauberklang**) und die Zusammensetzun-

*) Sollte mir etwa ein Kritiker trocken und verwundert erwiedern: H. habe ja nur eine einfache Fabel machen wollen, und es sei ja Alles ganz offen und äsopisch klar, so will ich ihm bloß die Möglichkeit zu Gemüthe führen, daß er mich doch wol nicht ganz verstanden habe.

**) Um so schmerzlicher war mir ein trüber kaltregnigter, gleichsam mislungener Mai, und schon als Knabe verwandelte ich dann das Logauische Epigramm — das ich sehr früh kennen lernte — „Dieser Monat ist ein „Kuß" in ein ärgerliches: Dieser Monat ist ein „Guß".

„Maiblumen", „Mairegen", „Maibutter" u. s. w. dufteten, kühlten und schmeckten nicht minder schön als die Sachen selbst, die sie bezeichnen. Besser vielleicht. Indessen fand ich doch auch späterhin bald Mittel, auch das schimmste Wetter zu genießen, aber es mußte dann recht schlimm sein. So konnte ich z. B. mit dem bösen November eine Art von Mitleid empfinden, weil alle Welt ihn tadelte und er doch nicht „dafür könne", daß er so garstig sei. Ich fragte ihn oft: „hast Du denn gar nichts Schönes?" und wenn man wirklich kindlich also fragt, findet sich immer eine gute Antwort.

Glaube ja nicht, lieber Leser, als erzählte ich Dir diese Kleinigkeiten als etwas Köstliches und Nachahmungswürdiges; im Gegentheil bitte ich Dich: Frage nicht so viel nach schönem Wetter, als ich that, thue und vermuthlich bis ans Ende immer thun werde. — Ein stetes Maigefühl aber wollen wir Alle stets zu erstreben suchen.

C.

Die Secunde und das Leben.

Schon als Kind und Knabe konnte ich über die Art und Weise, wie die meisten Menschen so hinlebten, sehr zürnen oder Mitleid fühlen, und wenn ich aufmerksam gemacht wurde, daß mir das nicht zieme, so begnügte ich mich, es für völlig unbegreiflich zu erklären. Jeder Eindruck ging bei mir in die Tiefe, besonders aber der, den die Dichter machten. Ich erinnere mich noch sehr wohl, als ich zum erstenmale die Hölty'schen Zeilen hörte:

— — — — jeder Secundenschlag
Reißt uns dem Sterbebette näher,
Näher dem eisernen Todesschlafe.

welch' ein ungeheurer Schauder mich ergriff. Ein kleiner Freund sagte dabei: „hübsch gegeben", und es war ein Glück, daß er es sagte, denn ich durfte mich über dies kühle Lob ärgern, sonst hätte mich der Ausspruch des Dichters zu tief erschüttert. Ich konnte seitdem den Perpendikelschlag der großen Wanduhr nicht hören, ohne an Hölty's Wort zu denken. Das Gefühl dabei war nicht weichlich; doch hatte es für das Kind einen viel zu großen tragischen Schauder. Indessen raffte ich mich bald

auf, und ob mich gleich der Gedanke an die unsägliche Kürze des Lebens nie ganz verließ, so beschwichtigte ich ihn doch immer durch den Vorsatz, nach Möglichkeit jede Secunde mit etwas Gutem, Tüchtigem, Heiterm auszufüllen, woraus endlich die Ahnung des — Humors hervorging. Noch heute bin ich überzeugt, daß Niemand wahren Humor haben oder auch nur verstehen könne, dessen Seelengrund nicht ernst, tief und tragisch ist.

Da mir das Leben überhaupt und vollends das Leben jedes Einzelnen überaus wichtig war, so erkundigte ich mich überall eifrig und genau nach der Art, wie man lebe, wurde aber nie befriedigt. Einige konnten gar nicht antworten, denn ach! wenn vom Leben gesprochen wird, wissen sie am wenigsten, wovon die Rede ist; thut aber vollends ein Kind diese Frage, so begreifen sie nicht, wie es etwas wissen wolle, was sie auch als Erwachsene nie sonderlich betrachtet haben, und werden verdrießlich. Andere gaben wirklich Antworten, doch waren sie theils zu materiell, theils zu allgemein. Es war die Rede von vormittägigen Arbeiten, dem zu Tische Gehen, ein wenig Mittagsruhe, Spazierengehen, Komödie, Gesellschaften u. s. w. Das Alles war ganz gut, schien mir jedoch nicht das ei-

gentlich lösende Wort des Räthsels zu sein. Es war ein sonderbarer Zwiespalt in mir, denn während noch jenes Hölty'sche Schreckenswort von der Secunde in mir vorwaltete, konnte ich dennoch nicht begreifen, wie sich die Menschen in die Länge der Zeit fänden, da sie so wenig thaten oder zu thun schienen. Der Tag hat doch nun einmal volle vier und zwanzig Stunden, die durchaus ihr Recht haben wollen. Länger als sechs oder sieben Stunden schläft man doch nicht, und mit Essen und Trinken kann auch höchstens Eine hingebracht werden. Antwortete man mir nun auf meine Frage „wie sie gefüllt worden seien?" „mit Arbeit" oder „immer fröhlich", so war ich trotz der Kürze dieser Replik wohl zufrieden, denn ich war Gott Lob! nicht prosaisch genug, nach einem bestimmten Zwecke der Fröhlichkeit zu fragen, und was die Arbeit betrifft, so erkannte ich die Unbedingtheit des Gebotes gern an. Sehr anziehend war mir auch die Antwort: „man habe viel zu denken gehabt"; fragte ich aber weiter, was man denn eigentlich gedacht habe, so erfuhr ich Manches, was, wie mich dünkte, gar nicht der Mühe werth sei, so weitläufig gedacht zu werden. Alles das, meinte ich, sei ja bereits ins Reine gebracht, und man habe nicht nöthig, immer

wieder von vorn anzufangen. Auch von Nichtsthuerei und geschäftigem Müßiggang erfuhr ich, und daß manche reiche Leute, die keine Geschäfte hätten, sehr an Langeweile litten. Das hatte ich freilich früher geahnet; jetzt aber, da ich die Bestätigung hörte, erschien mir jener Zustand als wahrhaft fürchterlich. Ein sehr reicher, durch Geschäftlosigkeit und Langeweile aufgeschwemmter Mann, der zuweilen mit einem nichtssagenden Gesichte zum Fenster hinaussah und ungebührlich laut gähnte, erregte mein innigstes Mitleiden, aber auch ein unheimliches Gefühl, als brauche er nicht einmal in die Hölle zu kommen, weil er schon darin sei. Dafür aber konnte ich — doch mußte es freilich schönes Wetter sein — selbst die Arbeiter auf der Chaussee von Braunschweig nach Wolfenbüttel sehr glücklich preisen, weil sie doch immer die hübsche Gegend genießen könnten. Nicht ohne Schrecken hörte ich einst von einer Menschenklasse, die man sogar beneidete, weil sie nie nöthig hätten, zu arbeiten, indem sie von ihren Renten lebten, denn mir kamen sie im höchsten Grade unglücklich, ja sündhaft vor; auch meinte ich, sie würden schwerlich sehr geliebt. Sie müßten ferner Langeweile haben, und um diese, als den allerunerträglichsten Zustand, zu verscheu-

chen, würden sie vermuthlich auf schlimme Gedanken und Mittel verfallen. Ich wurde mit diesem Gedanken, wenn ich ihn aussprach, fast immer ausgelacht; da man aber eben nichts Reelles dagegen aufbrachte, so blieb er noch eine Reihe von Jahren. Ich weiß, wie lebhaft er mich beschäftigte und selbst bei Gelegenheiten, wo er wol nicht leicht Jemandem kommt. Als ich einst auf dem Komödienzettel in dem Personenverzeichniß des Lustspiels „die Eifersüchtigen, oder keiner hat Recht" las: „Herr Rast, ein Mann, der von seinen Renten lebt", erklärte ich unbedenklich, dieser Mann habe gewiß nie Recht, eben weil er bloß von seinen Renten lebe, und deshalb nichts zu thun habe. Ich vermuthete, er bringe den ganzen Tag bloß aus Verzweifelung mit Eifersüchteleien hin, und, da ich gehört, die Dichter hätten die Pflicht, im fünften Acte auch die schlimmsten Leute zu bessern, so hoffte ich, er werde dann wenigstens die Hälfte seiner Renten verlieren, dafür aber ein gutes Amt bekommen, z. B. das eines Nachtwächters, ein Geschäft, für das ich ein besonderes Interesse hatte, worauf ich vielleicht ein andermal zurückkommen werde. Mein Abscheu vor allem Müßiggang wuchs so sehr, daß, als ich einst von einem funfzigjährigen

Manne hörte, der im Schlafrock und Pantoffeln Vormittags in der großen, schönen Küche auf und ab zu gehen pflegte, und zuweilen in die Töpfe guckte, die sehr gefährliche unmoralische Aeußerung wagte, der liebe Gott werde gewiß einem tüchtigen leidenschaftlichen Mörder weit eher vergeben, als solch einem miserablen Lump, worüber ich, wie billig, einen sehr strengen Verweis erhielt.

Möge hier Niemand bei diesem Widerwillen gegen alle Nichtsthuerei eine bloß moralische Pedanterie ahnen. Die konnte es nicht sein, weil sie sich in keiner einzigen andern Beziehung zeigte. Alle Uebertreibungen eines an sich richtigen Gefühls gingen nur aus dem Unvermögen hervor, die furchtbare Raschheit der Secunde mit der Länglichkeit und Zähheit einzelner Stunden und Tage zu Einem Gesichtspunct zu versammeln, was mir erst als Jüngling völlig gelang. Nur wer das vermag, hat ein Recht, über den Knaben, der die Zeit noch nicht als Ewigkeit, und die Ewigkeit noch nicht als Zeit erfaßte, zu lachen; wer es nicht vermag, würde wol noch tief unter jenem Knaben stehen, weshalb ich ihm rathen möchte, die Stacheln gegen sich selbst zu schärfen, und erst recht honett un-

glücklich zu werden, um dadurch nach und nach auf honette Glückseligkeit Anspruch zu bekommen.

Ferner will ich noch, um bei Leibe keine zarte Seele zu betrüben, gern hinzusetzen: Erstlich, daß ich seit der Zeit die Freuden des ächten süßen Nichtsthuns ganz und gar erkennen gelernt habe; zweitens, daß ich den Stand der von ihren Renten lebenden Menschen viel heiterer ansehe, und glücklicherweise einige sehr schätzbare Rentiers und einige sehr liebenswürdige Rentieren kenne. — Drittens: Noch immer habe ich die Sitte, bei der Lectüre eines neuen Komödienzettels mir das Stück dazu zu machen, aber ich gehe keinesweges dabei so fürchterlich zu Werke, wie ehemals bei den Schröderschen Eifersüchtigen. Jetzt richte ich Alles sehr lustig zu, und ohne Ruhm zu melden, meistens kurzweiliger als das ist, was ich dann Abends nach sechs Uhr zu hören bekomme.

D.

Rede und Gesang.

Kann ich, wie oben geschehen, so ungefähr angeben, wann der erste Strahl der Poesie in mir zündete, so vermag ich dies bei der Musik nicht,

denn ich erinnere mich keiner Zeit — eine dunkle Erinnerung reicht bis in den Anfang des dritten Lebensjahrs — in der ich nicht ihre Wonne gefühlt hätte. Sie schien mir keine Kunst, sondern die höchste und eigentliche Natur; ich meinte, man spreche nur aus Bequemlichkeit und weil doch meistens von unbedeutenden Dingen die Rede sei; alles Schöne und Erhabene müsse gesungen werden, wobei ich mich späterhin auf den Kirchengesang und auf das stete Singen in den Psalmen Davids berief. Luthern liebte ich zuerst wegen seiner großartigen genialpraktischen Liebe für die Musik, und vielleicht habe ich als Knabe Niemanden so sehr gehaßt als Zwingli, weil er sich mit so schlechtem Witz — (wenn anders die bekannte Anekdote wahr ist) — gegen den Kirchengesang erklärte. Dann erst ging mir der Gedanke an die reine Kunst und Musik der Sprache selbst auf, allein nun trafen mich auch desto größere Leiden, denn mit welchem Leichtsinn und Ungeschick behandeln die meisten Menschen ihre Sprache! Sie wollen nichts weiter damit, als ihr gewöhnlich nur materielles Bedürfniß zu erkennen geben. Selbst ihr physisches Organ zu bilden, fällt ihnen kaum ein. Wir hören meistens dumpf und dunkel, oder krächzend

und stöhnend, blökend oder bellend, schnatternd oder zirpend, stotterig oder stockig u. s. w. reden. Und nun vollends die eigentliche Kunst der Rede, die doch nichts weiter zu berücksichtigen hat, als das edeleinfältige Gesetz der Natur, wie wird sie vernachlässigt! man darf kaum sagen „vernachlässigt" denn es fällt nur Wenigen ein, sich darum zu bekümmern. — In wie weit sich diese Sünde auch bei den gebildeteren Ausländern findet, weiß ich nicht genau zu bestimmen; daß sie sich aber bei den Deutschen am meisten rächt, leuchtet ein, da unsre Sprache (unsäglich schwer, weil sie genialisch ist) nur dem Tiefsinn und der Kindlichkeit, dem edeln Denker und der harmlosen Naivetät leicht zu handhaben sein kann. — Und doch will sie Jeder aufs Gerathewohl so hinsprechen! — Jene Sünde ist aber auch eine unverzeihliche, denn unter allen Völkern, (die Italiener vielleicht ausgenommen) hat keines so viel Anlage zum Gesang, als das unsrige. Ich habe manche Kinderfrau Wiegenlieder, und manche Chorschüler in kleinen deutschen Städten Choräle singen hören, mit so rein starken oder sanft milden und sichern Tönen, daß ich nur schnell reiche Lords und feurige Vicomtés herbeigewünscht hätte, um sie für die weitere Ausbildung von Stimmen zu

interessiren, die sie in ihrem Vaterlande nicht leicht gefunden haben würden, und die bei uns ziemlich gewöhnlich sind. Schade nur, daß manche dieser guten Sänger und Sängerinnen die Sprache so vernachlässigen, und ich habe als Kind nie begriffen, wie sich solche am Clavier mit melodischen Tönen begabte Personen in ihrem Gespräche mit widrig schrillender, splitterig zerhackter Rederei begnügen konnten. Manche, und zwar die herrlichsten Lieder sollten immer nur gesungen gelesen werden, denn sie sind ohne Zweifel singend geschaffen worden, z. B. das über alles Lobwort, aber nicht über allen Gesang erhabene Goethische „Füllest wieder Busch und Thal neu mit Nebelglanz" u. s. w. Ich habe als Knabe, noch ehe ich des Dichters Ausruf: „O wie häßlich sieht in Lettern schwarz auf weiß das Lied mich an!" kannte, oftmals gesagt, es sei zu bedauern, daß dergleichen jemals mit der Druckerschwärze etwas zu thun habe. Das war freilich sehr „überschwenglich" gesprochen, aber ein guter Sinn liegt doch darin.

Andere Gedichte scheinen sogar beim bloßen Leser nur von geringem Gehalt, und zeigen ihre ganze Macht erst durch den Gesang, den sie aber nicht erst von außen bekommen, sondern eigentlich

mitbringen. So kann ich mir z. B. denken, daß selbst ein ganz leidlicher Mensch die beiden Gedichte von der Schäferin: „An dem schönsten Frühlingsmorgen" und „Bei dem Glanz der Abendröthe" nur „recht artig" findet; vermag er aber sie zu singen, oder hört er sie mit rein thätiger Aufmerksamkeit musikalisch vortragen, so wird er in ihnen ein vollständiges, höchst anmuthiges Gemälde von angenehm leichtfertigem Uebermuth und sinnvoll süßer Bestrafung, einen kleinen dramatisch-idyllischen Roman mit dem schönsten Wechsel der Decorationen zu genießen bekommen.

Aber ich gehe noch weiter, denn warum sollten wir bloß ausschließlich von metrischen Gedichten reden? Die ächte Prosa z. B. für den Roman, Biographie, Geschichte u. s. w. steht eben so wohl unter den Gesetzen der Musik und des Gesanges, als die sogenannte gebundene Rede, und die meisten Kapitel im Wilhelm Meister — um doch ein Beispiel anzuführen — deuten auf einen gewissen poetisch-rhetorischen Generalbaß hin, dessen Existenz (obwohl bisher nie erwähnt) doch nicht zu bezweifeln ist.

Es ist etwas unendlich Zartes mit der Stimme des Wohllauts, die in einer Menschenbrust „woh-

nen" kann. Sie gleicht einem edelreinen, auf eine geheimnißvoll höhere Abkunft deutenden Schwan, doch läßt sie sich nicht, wie dieser (nach der Fabel), nur sterbend vernehmen, obwol freilich im Tode um den melodischen Menschen die süßesten Melodien rauschen mögen, wenn nicht etwa ein roher Krankheitsdämon auch dann noch mit Fäusten nach ihm schlägt. — Ist aber die Gesangesstimme so zart, so sollten wir sie wahrlich nicht bloß vor Erkältung durch äußere Luft schützen, sondern vor allen *solchen* Leidenschaften, die in sich selbst und in ihrer Erscheinung keiner Harmonie fähig sind. Es ist ein entsetzlicher Gedanke, daß ein edler Sänger oder eine zarte Sängerin in einer einzigen Nacht, ja vielleicht in einer einzigen Minute ihre Stimme auf immer verlieren könne, und welch ein Erwachen dann mit der kranken Brust, aus der die Nachtigall oder der Schwan entflohen sind!! Dann giebt es nur den Einen Trast, daß die innere Musik, die sich Niemand erlassen darf, vor keinem Novemberschauer entweicht, sondern nur durch unsre eigne Schuld. Und die sei ewig fern von uns! —

Schon als Knabe konnte mich indessen jener Gedanke, wie leicht eine schöne Stimme verloren gehe, gewaltig ergreifen, und um so mehr, da ich

bei etwaigen Klagen deshalb, selten nur Theilnahme fand. Die Menschen in der Regel sind so sehr mit ihren momentanen Zuständen beschäftigt, daß sie nicht wohl begreifen, wie man besonderes Interesse einem Leiden schenken möge, das in ihren Kreisen nicht vorkommt. Wird der Vetter Michel und die Base Trine, die doch sonst ihr Eß- und Trinklied leidlich singen, auch einmal heiser: das ist kein Unglück; ja blieben sie heiser, was wäre es mehr? Man würde es kaum merken.

In späteren Jahren milderte ich mir jenen trüben Gedanken durch den oben angegebenen von der innern Musik und setzte gewöhnlich hinzu, es sei doch gar schön, daß, wenn Jemand als ein tugendhafter Mensch zu Bette gehe, er doch die gewisse Aussicht habe, auch als eine wohlanständige und moralische Person wieder aufzuwachen. Diesem großen Ernst liegt jedoch der Muthwille und der Humor sehr nahe, und wir brauchen uns nur einmal das Gegentheil zu denken, um vor unsern Augen eine Welt des Lächerlichen eröffnet zu sehen. — Wie? wenn einmal der allersolideste Philister mit den moderatesten Gedanken einschliefe, und als beißend satyrischer Dichter wieder aufwachte? oder wenn eine zarte Dame im Blüthenalter der Em-

Empfindung, ganz erfüllt von Mondscheingefühlen einschlummerte und die aufgehende Sonne mit furchtbaren, auserlesenen Dragonerflüchen begrüßte? u. s. w. Es ließe sich daraus ein vortreffliches phantastisches Lustspiel bilden, aber es würde dazu eine Fröhlichkeit gehören, die von der jetzigen Zeit eben nicht begünstigt wird. — Wider ihren Willen, ja zu ihrem größten Leidwesen haben indessen schon manche sehr ernsthafte Dramen- und Romanendichter hier gewissermaßen vorgearbeitet. Manche Romanperson, die Seite 15 als ein sehr gefährliches, grausames und fürchterliches Wesen verkündet wurde, zeigt sich schon Seite 50 höchstens als ein mittelmäßig stößiger Widder, und Seite 500 als ein nur etwas schmutziges Schaaf, dem ein Paar Hörner aufgebunden sind, und mancher dramatische Bösewicht theilt mit dem König im gestiefelten Kater das Schicksal, daß man sich im Parterre in's Ohr flüstert, er bleibe seinem Charakter doch auch keinen Augenblick getreu.

Die Sache ist ergötzlich genug, um gelegentlich einmal zu ihr zurückzukehren.

E.

Menschenkenntniß und Menschenliebe.

Es mag befremden, aber ich muß unumwunden sagen, ich habe mich in meinem ganzen Leben nur sehr selten in einem Menschen geirrt, d. h. ich habe beim ersten, zweiten oder höchstens dritten Gespräch immer genau gewußt, wie es mit ihm stehe, oder ob er überhaupt stehe. Damit dies aber nicht zu stolz klinge, so will ich zuvörderst erklären, daß ich jedem Denkenden und Fühlenden dasselbe Talent zuschreibe, und es bloß auf ihn ankommt, es auszubilden. Aber freilich wie selten wird das sinnliche Anschauungsvermögen und nächstdem das geistige geübt! Die wenigsten Menschen können auch nur ein gemaltes Bild recht ansehn; wie möchten sie sich aus dem Gesicht, den Geberden und der ganzen Haltung eines Menschen ein Ergebniß zu ziehen wissen! Schon der Umstand ist schlimm, daß ihnen jedes neue Gesicht meistens imponirt, weshalb sie dasselbe auch furchtsam staunend anzusehen pflegen, wie etwa — (ich kann die alte derbe sprichwörtliche Redensart nicht unterdrücken) — die Kuh das neue Thor. An die Gesichter der Tanten und Oheime haben sie sich nach und nach glücklich

gewöhnt, denn sie verspeisen wöchentlich zweimal mit ihnen ihren Braten und ihre Langeweile, und wenn sie auch keinesweges immer „so fröhlich zusammen sitzen", und einander „so lieb haben", so fühlen sie doch die Behaglichkeit der Ungenirtheit. Sie werfen kein Senkblei mehr aus, und es fällt auch nie ins Unermeßliche, sondern sie können ohne alle Mühe in die kleinen, kurzen Seelen hinunter gucken und jeden Kieselstein zählen. Wie aber, wenn nun plötzlich ein armenisches, spanisches, schottisches u. s. w. Gesicht hereinträte? Entweder schaudern sie zurück und wollen nichts damit zu thun haben, oder sie finden es in unendlicher Gutmüthigkeit im höchsten Grade interessant, und können dann aus Demuth den Besitzer jenes ausgezeichneten Gesichts nicht kennen lernen.

Andere sind viel zu leichtsinnig und oberflächlich, um die Menschen zu erkennen, Andere geben sich nicht einmal die Mühe, sie wollen bloß Conversationsbekannte und dazu sind in der Regel auch die gewöhnlichsten Weltleute und Geschäftsmänner (so lange sie nicht durch Ausschweifungen oder zu vieles Arbeiten abgestumpft sind) gut genug. In jedem Falle bleibt jedoch die Kunst, im Menschen zu erforschen, eine wahrhaftige Kunst, die sich eben

so wenig lehren läßt als die Poesie, obwol man Manches angeben kann, was dazu gehört, und was nicht. Zur Menschenkenntniß ist vor allen Dingen nöthig die Menschenliebe; das Geringhalten der Menschennatur überhaupt, so wie Mistrauen im Allgemeinen haben immer Unrecht.

Wie aber alle Tugenden unter den einengenden Bedingungen des Lebens nie eine vollständige Glückseligkeit bewirken, sondern im Gegentheil die zartesten (wenn auch immer bildenden) Schmerzen erzeugen können, so ist gerade die Menschenliebe die Tugend, welche, wenn sie die Menschenkenntniß befördert hat, uns dennoch den ruhigen Genuß derselben nur selten verstattet. Es nähert sich uns ein Mensch mit Neigung und Vertrauen, er hat sich alle ersinnliche Mühe gegeben, unsre Bekanntschaft zu machen, er wünscht mit besondrer Lebhaftigkeit, wir sollen ihm weiter helfen; das rührt uns und wir fühlen einen innern Drang, ihm zu helfen; aber wie wir ihn näher betrachten, finden wir doch Eitelkeit, und das „Zuvörderst sich selbst wollen" als herrschendes Princip in ihm. Dennoch hoffen wir noch immer, wir haben uns getäuscht, und in stillen Abendstunden spricht dann die Menschenliebe: „Stehe es auch mit ihm sehr mangel-

haft, er ist doch hülfsbedürftig, und Du wolltest ihn um Deiner Bequemlichkeit willen verstoßen, oder auch nur rauh und unfreundlich behandeln? Alle Menschen sind ja Brüder und Schwestern und man muß Geduld und Nachsicht haben. Und dann denke Dir nur, welch eine Freude für Dich, wenn Du ihm wirklich helfen könntest! — Doch selbst wenn nicht; helfen wollen ist doch auch schon helfen." Dann kommt vielleicht noch eine gewisse halb tugendhafte, halb schwächliche Klugheit hinzu, und sagt: „Bedenke ferner: Du hast Dich ja doch schon drei= bis viermal mit ihm ziemlich eingelassen, und, vom Wein, Musik und Poesie des Abends beflügelt, warst Du recht freundlich gegen ihn; willst Du nun mit einemmale grämlich thun?" u. s. w. Dann wird der Umgang fortgesetzt, bei dem nie etwas Gedeihliches herauskommen kann. Wir haben einen Lästigen mehr in unsern stillen Kreis dringen lassen, und wenn er sich endlich bei fortschreitender Mißhelligkeit doch entfernen sollte, wird es schwerlich ohne unangenehmes Gepolter abgehen. Ach! und wäre es nur damit abgethan; aber dem ist nicht also, denn jene feineren und tieferen Schmerzen bleiben immer, da, abgerechnet, daß der bessere Mensch Respect selbst

vor den Trümmern einer untergegangenen Freundschaft bewahrt, er auch gewöhnlich die traurige sinnvolle Unart hat, zu oft an den verwelkten und doch noch immer stark duftenden Kränzen der Vergangenheit zu riechen. Wir können alle diese Leiden beseitigen, so bald wir uns nur um die deckende Moosrinde oder Schildkrötenhaut bemühen wollen, in denen so viele Menschen einher stolziren; da indessen eine solche Bemühung eben so unmoralisch als unästhetisch sein dürfte, so werden wir veranlaßt, uns bei den angegebenen Umständen so gut einzurichten und zu behelfen als möglich. Wer die edelsten Freuden genießen will, darf auch die tiefsten Schmerzen nicht umgehn, und wer siegen will, scheut die Wunden nicht. Giebt es ja doch auch verklärte Wundenmaale!

F.

Das Urtheil.

Ich hatte als Kind und Knabe einen besondern Respect für das Urtheil der Erwachsenen, denn ich glaubte, es sei das Ergebniß eines besonnenen und möglichst tiefen Nachdenkens; aber ach! wie oft wurde ich hier getäuscht. Im Besitz eines über-

aus starken, treu behaltenden Gedächtnisses mußte ich mit Schrecken erfahren, daß die meisten Menschen gar kein consequentes Urtheil haben, und häufig ohne Sicherheit am 1. Januar loben, was sie am 1. Februar gleichfalls ohne Entschiedenheit bitter schmähen. So erinnere ich mich eines Mannes, der im Jahre 1790 innerhalb vier Wochen den Grafen Mirabeau, (der mir selbst natürlich völlig unbekannt war) zweimal sehr gerühmt und zweimal sehr getadelt hatte; ohne auch nur im mindesten um seinen Wankelmuth zu wissen. Mich betrübte dergleichen Gehaltlosigkeit so sehr, daß ich nicht selten meine Zuflucht zu dem Glauben nahm, ich hätte wol nur falsch gehört; doch kamen der Fälle zu viele vor und ich reichte mit der Hoffnung, misverstanden zu haben, nicht weit.

Mein eigenes Urtheil blieb sich fast immer gleich, und wenn ich es ja einmal ändern mußte, erklärte ich mir selbst und Andern, die es hören wollten, mit Genauigkeit, weshalb ich mich hätte entschließen müssen, es zu verwandeln. — Was?! Das Urtheil eines Kindes und Knaben war fest und dauerhaft? Ich wundere mich nicht über diese Verwunderung, doch kann ich sie vielleicht heben. Das Urtheil des Kindes und Knaben entsteht nicht

durch Reflexion, sondern ist lediglich das Product der Anschauung, unmittelbar aus der Totalität des Gemüths: Liebe oder Abneigung; Liebe aber, auch die des Kindes, ist gar nichts, wenn sie nicht dauernd ist. So liebte ich z. B. Gellerts Fabeln gar sehr, weil sie mir wie lebendige, gutmüthig scherzende und verständige Freunde erschienen, und es freute mich, daß werthe Männer und Frauen diese Liebe billigten. Auch ein achtzehnjähriger Primaner, den ich für einen ausgezeichneten jungen Mann hielt, stimmte bis dahin immer ein und ließ einige Verehrung für jene Werke blicken. Leider aber hatten ihn ein paar abgeschmackte Recensionen, Gott weiß aus welchem alten Journal, andern Sinnes gemacht, und er äußerte nunmehr, es sei doch, beim Lichte besehen, an Gellert wenig oder nichts. Mir wurde dabei selbst körperlich übel: ein Geschick, dem ich leider auch als Erwachsener zuweilen ausgesetzt bin. Jener Jüngling war nicht schlimmer als viele hunderttausend Menschen, für die am besten das Wort „Sand-haufen-Naturen" paßt. Aber freilich das Wissen, daß es eine ungeheuere Menge solcher zerrissener und zerplissener Naturen giebt, kann den Stachel des Schmerzes über sie nicht abstumpfen.

G.

Freudenstörung.

War also auch mein Urtheil gesichert, so war es desto weniger meine Freude, und ich muß sehr klagen, wie leicht sie, wenigstens für den Moment, gestört werden konnte, und noch heut zu Tage kann ich z. B. Gellert nicht leicht lesen, ohne an die vielen Ungerechtigkeiten zu denken, die sich eine spätere Zeit gegen ihn erlaubt hat.

Dasselbe gilt natürlich auch und noch mehr in Beziehung auf lebende Menschen, die ich liebe. Wird über sie viel hin und her gesprochen und kreuz und quer Tadel vernommen, so werde ich mich ihrer mit großer Wärme annehmen und — wir sind ja Alle am beredtesten, wenn wir unser Geliebtes vertheidigen — nicht selten den Sieg davon tragen; aber meine Freude ist doch gestört! Es hat noch in meinen Jünglingsjahren Perioden gegeben, in denen ich die Mehrheit der Menschen lediglich für privilegirte Freudenstörer ansah. Ich haßte sie deshalb durchaus nicht, sondern bedauerte sie herzlich, denn da es ihnen an Liebe fehle, hätten sie auch — dünkte mich — eigentlich kein wahres Leben und keine wahre Freude und

müßten deshalb wol auf Freudestörung ausgehen, um doch wenigstens etwas zu thun zu haben und scheinbar fort zu existiren. Man soll — sage ich jetzt als Mann — die Sache nicht so auf die Spitze stellen, und die Zartheit des Gefühls nie und in keinem Falle zur Weichheit werden lassen, doch wird man wohl thun, von den Gegenständen seiner Liebe immer nur zu den Auserwähltesten zu reden, und auch dann nur mit dem innigsten, aber bescheidensten Ausdruck, der sich bekanntlich mit der Tiefe des Sinnes am besten verträgt. — — Indessen bleibt es doch immer eine zarte Sache mit der Freude, und auch die schönsten Sentenzen beschwören sie nicht sogleich zurück, wenn sie einmal gestört worden ist.

H.

Caricaturen des Mephistopheles.

„Kommst Du nur immer anzuklagen?" spricht (bei Goethe) der „Herr" zu Mephistopheles, und hat ohne Zweifel mit dem Tadel, der in dieser Frage liegt, vollkommen Recht. Indessen kann

jenes Wesen, sobald wir ihm seine Existenz zugeben, durchaus nichts anders als anklagen, und dem klugen Teufel ist es in so weit zu verzeihen, denn da er selbst erklärt, daß ein „Discurs wie dieser da" (den er mit der Hexe hat) „gerade der ist, den er am liebsten führt," so kann er im Verhältniß zu der göttlichen Klarheit nichts weiter thun, als „anklagen" und verdammen. Geschieht das nun mit Geist, so hört man gern zu, bedauert aber um so mehr, daß in menschlichen Verhältnissen gerade die nicht sehr klugen Teufel gerade am meisten von Anklagen Profession machen. Nur wer das ewige Ja in seiner Seele hat, darf nach tausend Seiten hin nein sagen; wer aber jenes Ja nicht hat, dessen Fertigkeit und Lust am Neinsagen ist durchaus gehaltlos. Ich habe als Knabe und Jüngling kaum ahnen können, wovon eigentlich jene ewig Negirenden, alles Positiven Entbehrenden geistig zehren und leben, bis mir endlich ihr trauriger Mechanismus fortzudauern deutlich wurde.

I.

Das Vergessen.

Wie man, was einmal in das Innere der Seele aufgenommen worden, jemals vergessen könne, habe ich nie begreifen wollen, und es schien mir stets der unsterblichen Seele höchst unwürdig, einem durchsickernden Danaidengefäße zu gleichen, und doch sah ich eine Unzahl solcher Gefäße. Die Menschen, die doch sonst in der Regel ziemlich eitel sind, tragen kein Bedenken, sich eines schwachen Gedächtnisses anzuklagen. Es mag hingehen, sobald nur von Vocabeln= und Zahlengedächtniß die Rede ist, obwohl wir billig auch das so viel möglich zu stärken suchen sollten. Haben wir aber bei jenem Geständnisse das Gemüthsgedächtniß im Sinne, so ist die Schwäche desselben eine wahre Sünde, und wer sich ihrer anklagt, sagt, ohne es zu wollen: „ich bin eine poröse, siebartige Natur."

Im Gegensatze aber ist ein Alles behaltendes, durchaus Nichts vergessendes Gedächtniß ein großartiges Unglück, und es ist wohl zu begreifen, wie Themistokles einst einem sogenannten Gedächtnißkünstler, der ihm seine Wissenschaft für einen mäßigen Preis anbot, einen viel größern verhieß, wenn

er ihn die Kunst zu **vergessen** lehren könnte. Gewiß nur Weniges wollte er vergessen, aber auch dies Wenige kann Leiden genug geben.

G. A. **Bürger** sprach noch auf dem Sterbebette mit tiefer Rührung die bekannten Matthissonschen Worte aus;

„Psyche trinkt und nicht vergebens;
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgebild hinab."

Untergehend in der „See von Plagen" wußte der herrliche Dichter und tief verwundete unglückliche Mensch keinen bessern Trost, als einen Tropfen aus Lethe's Wellen. Aber das Christenthum kennt keinen Lethe, doch wenn wir ihm ganz vertrauen, ahnen wir wohl, daß es unendlich mehr hat und uns geben wird, als den Vergessenheitstrank, und wenn auch alle unsre edlen Wunden sich hienieden niemals schließen, sondern immer fortbluten sollten: in dem reinern Aether einer noch verhüllten höhern Welt werden sie alle heilen.

Bei dem Verleger dieses Werkes sind 1831 folgende Schriften erschienen:

Franz Horn, Fortepiano. Kleine heitere Schriften 1r 2r (u. 3r) Theil. Jeder à 1 Thlr.

(Ganz ausgezeichnet günstig beurtheilt in den Blättern f. lit. Unterh. 1831 No. 240, im Abendzeitungswegweiser 1831 No. 94. im Gesellschafter, im Freimüthigen 2c. 2c.)

Dr. Carl Rosenkranz (Professor in Halle) die Naturreligion. Ein philosophisch = historischer Versuch. 1 Thlr. 20 gGr.

(Dieses für Philosophen, Geschichtsfreunde, Theologen, überhaupt für Jeden, der auf wissenschaftliche Bildung Anspruch macht, äußerst wichtige Werk wurde unter Andern in den bekannten „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (1831 No. 91 — 93.) einer sehr ausführlichen gelehrten und empfehlenden Recension gewürdigt.)

v. Tönges, Schicksale und Beobachtungen während des Rückzuges der französischen Armee aus Rußland v. Nov. 1812 bis April 1813. 6 gGr.

(Ein anspruchloses Schriftchen, welches namentlich in den Blättern f. lit. Unterh. 1832 No. 10 sehr empfohlen wurde.)

Lies mich! Taschenbuch für gesellige Unterhaltung. Gebunden, mit Goldschn. u. Scheide. 1 Thlr. 8 gGr.

(Dieses neue Taschenbuch hat bereits im Abendzeitungswegweiser 1831 No. 99. ein außerordentliches Lob eingeärntet. Vergl. auch Jenaische Lit. Zeit. 1831. No. 297. Die Beiträge sind von Dr. Pustkuchen = Glanzow, E. Karoli, E. Hölterhoff und W. Jemand.)

Der ewige Jude, Didactische Tragödie von W. Jemand. Geh. 16 gGr.

Aus den bis jetzt erschienenen Recensionen dieses Werkchens erlauben wir uns folgende Stellen auszuheben: „Unstreitig am besten ist dem Verf. der ewige Jude selbst gelungen. Fest und sicher führt Ahasver

seine in tausend Jahren gewonnene Philosophie durch. Und diese Philosophie zeigt uns einen vernünftigen Glauben, dessen genügende Wahrscheinlichkeit nicht aus dunkeln Gefühlen entsprungen, sondern in bestimmten Umrissen vor der Seele liegt. Sehr treffend ist die Individualität der Person mit den von ihr ausgesprochenen religiösen Ansichten in Verbindung gestellt. Vorzüglich schön geht durch die Zeichnung in der tiefen Trauer des ewigen Wanderers der Mangel des erwärmenden Lichtstrahls der Liebe ꝛc."

Zeitschrift Herrmann 1831. Nr. 63.

„Der Hauptzweck dieser Tragödie ist ein didactitischer, so sehr der Verf. auch von warmer Liebe zur Poesie durchdrungen ist. — — Die Schlußzeil.:

„Wenn Du in Trotz beharrst, so bleibst Du hier u. s. w." enthalten die wesentliche Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt. Und damit ist denn der Gedanke ausgesprochen, daß aus dem Trotze gegen Gott, aus der Entfernung von ihm, die bald in Entzweiung mit ihm übergeht, nur ein unseliges „Hierbleiben," ein leeres, nichtiges, unwirkliches Daseyn hervorgeht, das seinem Begriff nicht entspricht und das bei endloser Dauer nur immer unbefriedigender erscheint. — So lange Ahasver nur klagt und trotzt und flucht, bleibt er in nie endender Unseligkeit, sobald er aber die göttliche Erbarmung für sich anfleht:

„Du Unerforschlicher! Allmächt'ger! Du,
Des Weltalls ew'ge Seele höre mich! u. s. w."

wird sie ihm verheißen. — — Indem nun der Verf die Sage vom ewigen Juden von dieser Seite aufgefaßt hat, indem er den Ahasver am Schlusse zur lebendigen Erkenntniß seiner Unseligkeit und zum Gebet führt, und ihm darauf die Gnade Gottes und Erhebung aus dem irdischen zum wahren, vollkommenen Leben verkündigen läßt, hat er sich auf den höchsten Standpunkt gestellt, woraus die tiefsinnige Fabel betrachtet und das Räthsel des Lebens gelös't werden kann ꝛc"

Westphälischer Anzeiger 1831. Nr. 66.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

8307

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Franz,

Fortepiano Kleine heitere Schriften

Bd.: 3. IV, 250 S.

Iserlohn 1832

P.o.germ. 648 d-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111538-8